



Lebenssommer

älter werden & jung bleiben

- | | | | | | |
|---|--|---|--|----|--|
| 3 | Sommer des Lebens
<i>von Claudia Renkewitz</i> | 6 | Gleichbleibend jung
<i>von Veit Schäfer</i> | 10 | Ja darf der das denn? —
Sprache und Liturgie
<i>von Gerhard Ruisch</i> |
| 5 | Alt werden und jung bleiben
<i>von Raimund Heidrich</i> | 9 | Ganz schön alt!
<i>von Harald Klein</i> | 32 | Zur Partnerschaftssegnung in
der Alt-Katholischen Kirche
<i>von Dirk Kranz</i> |

Mit dem Rücken zum Volk?

Kardinal **Robert Sarah**, Präfekt der vatikanischen Gottesdienstkongregation, wünscht sich eine Rückkehr zur Messfeier in Richtung Osten. Es sei „sehr wichtig, dass wir schnellstmöglich zur gemeinsamen Ausrichtung von Priestern und Gläubigen zurückkehren, nach Osten oder zumindest in Richtung der Apsis, also auf den ankommenden Herrn hin“, so Sarah im Eröffnungsreferat zu einem Liturgiekongress in London. Die Priester sollten so verfahren, wo immer es möglich sei. Dieser Schritt sei „gut für die Kirche und auch gut für unser Volk“. Sarah berief sich in seinen Ausführungen auf eine Bitte von Papst Franziskus. Dieser habe ihn beauftragt, Möglichkeiten zu einer „Reform der Reform“ des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-1965) im Bereich der Liturgie zu prüfen. Einige der Reformen nach dem Konzil seien zu sehr vom damaligen Zeitgeist beeinflusst gewesen. Der Vatikan hat inzwischen dementiert, dass es einen solchen Auftrag oder solche Pläne gegeben habe.

Anschläge auf Kopten in Ägypten

Von neuerlichen Attacken auf die christlichen Kopten in Ägypten berichtet die Gesellschaft für bedrohte Völker (GfbV). Jüngstes Opfer ist der 46 Jahre alte Geistliche **Raphael Moussa**. Er sei nach einem Gottesdienst in der Mar-Girgis-Kirche in der Stadt El Arish im Norden der Sinai-Halbinsel offenbar gezielt niedergeschossen worden. Die Terrororganisation „Islamischer Staat“ habe sich zu dem Mord bekannt. Der Sinai gilt als eine Hochburg der Terroristen. Der jüngste Anschlag mache deutlich, „wie sehr die Kopten in Ägypten von allen Seiten bedrängt und in ihrer Glaubensfreiheit und Existenz bedroht werden“, so die GfbV. Die Organisation verwies dabei auch auf Ausschreitungen in dem nahe Alexandria gelegenen christlichen Dorf Qarayay al Bayda. Dort hätten muslimische Fanatiker nach dem Freitagsgebet rund 80 von Kopten bewohnte Häuser zerstört.

Schottlands Anglikaner bereiten Weg für „Homo-Ehe“

Die anglikanische Episkopalkirche in Schottland hat einen Schritt hin zu kirchlichen Trauungen für gleichgeschlechtliche Paare gemacht. Fünf von sieben Bischöfen sowie 69 Prozent der Kleriker- und 80 Prozent der Laienvertreter in der Synode stimmten dafür, einen entsprechenden Vorschlag zur Beratung an die sieben Diözesen weiterzuleiten. Die Mehrheitsverhältnisse legten nahe, dass bereits bei der Synode im nächsten Jahr ein solcher Beschluss gefasst werden könne, hieß es. Kein Geistlicher werde verpflichtet, gegen seinen Willen ein Paar zu trauen. In Schottland ist die gleichgeschlechtliche Ehe seit 2014 per Gesetz erlaubt.

Gemeinsamer Aufruf zur Flüchtlingshilfe

Die Kirchen in **Polen** werben gemeinsam für die Unterstützung von Flüchtlingen. „Wir rufen die Gläubigen unserer Kirchen auf, im Gebet zu verharren und Bedürftigen Hilfe zu leisten“, heißt es in einem Aufruf, der von den Vorstehern von sieben Kirchen des Landes unterschrieben wurde. In ihrer Botschaft sprechen sich die Kirchen für die Bildung von Helferkreisen für Flüchtlinge unter anderem in den Pfarreien aus. Getragen wird der Aufruf von der römisch-katholischen, orthodoxen, evangelisch-augsburgischen, evangelisch-methodistischen, evangelisch-reformierten, polnisch-katholischen (= alt-katholischen) Kirche sowie den Baptisten.

„Hickhack“ in der Ökumene

Der Kölner Kardinal **Rainer Maria Woelki** forderte von den Kirchen mehr ökumenischen Geist und kritisierte das „Hickhack“ um das Panorthodoxe Konzil auf der Insel Kreta. „Aber nicht nur die orthodoxe

Kirche ist sich in vielen Fragen uneins – auch die katholischen und evangelischen Christen bewegen sich leider nicht immer im Gleichschritt“, sagte er. „Vieles bei uns Christen läuft nicht ganz rund.“ Dies schwäche das Glaubenszeugnis. Woelki rief die Christen dazu auf, sich mit einer Stimme in den gesellschaftlichen Dialog und vor allem in ethische Fragen einzumischen. Zudem sollten sie – wo immer möglich – gemeinsam das Gotteslob anstimmen. „Als Christen verbindet uns viel mehr miteinander als uns voneinander trennt“, sagte der Kardinal.

Die meisten Ehen ungültig?

Papst Franziskus hat erklärt, die meisten katholisch geschlossenen Ehen seien ungültig. Der großen Mehrheit der Paare fehle das nötige Verständnis von Dauer und Verpflichtung einer Ehe. So sei eine Schwangerschaft allein noch kein Grund zu heiraten. Die Äußerungen lösten eine breite Debatte aus. Der Münchner Kirchenrechtler **Stephan Haering** verstand das als Plädoyer für eine bessere Ehevorbereitung. „Sein Anliegen ist: Seelsorge, Seelsorge, Seelsorge“, sagte der Benediktinerpater. Franziskus kritisiere zudem jene Geistlichen, die Paare zu schnell trauten. „Bequeme Priester sind dem Papst zuwider.“

Kritik am Vatikan

Der religionspolitische Sprecher der Grünen, **Volker Beck**, hat den Vatikan scharf kritisiert. Zuvor hatte der Vatikan sich gegen die Entscheidung des UN-Menschenrechtsrates gestellt, das Amt eines unabhängigen Experten zum Schutz von Rechten sexueller Minderheiten zu schaffen. Eine „besondere Gruppe von Rechten für eine spezifische Gruppe von Personen“ schützen zu wollen, stehe in Widerspruch zum Prinzip der Gleichheit aller Menschen, erklärte die Vertretung des Heiligen Stuhls. Beck nannte diese Einwände „einen menschenrechtlichen Skandal“. Er forderte Bundesaußenminister **Frank-Walter Steinmeier** auf, den deutschen Papst-Botschafter, Erzbischof **Nikola Eterovic**, zum Gespräch ins Auswärtige Amt einzubestellen.

fortgesetzt auf Seite 31



KIRCHE IM RADIO

Positionen

Bayern 2 Radio
 28.8., 6.45-7.00 Uhr
 Pfarrer Dr. André Golob
 Rosenheim



Sommer des Lebens

Älter werden – jung bleiben?

VON CLAUDIA RENKEWITZ

SOMMER. DIESE GLÜCKLICHE ZWISCHENZEIT. Nicht mehr die ekstatische, überschäumende Fülle des Frühlings, die alles verspricht und alles möglich erscheinen lässt. Noch nicht die volle, zur Ernte reife Zeit, die der Herbst uns schenken wird, Zeit, in der als Ahnung der bevorstehende Winter bereits leise mitschwingt.

Sommer. Zeit voller Wärme, Wohlgefühl, Lebendigkeit und Schaffenskraft: „Und jedes fühlt sich im innersten Kern so reich und tüchtig. Der Tod ist so fern, und des Lebens Quellen fließen“ (aus *König Sommer* von Gustav Falke, 1853-1916).

Sommer des Lebens: Wir haben einen Platz gefunden in der Welt. Vielleicht, wahrscheinlich, haben wir eine Familie gegründet. Die Kinder sind aus dem Größten heraus. Wir haben Aufgaben und Arbeit, und es gibt uns ein Gefühl tiefer Befriedigung, diese Aufgaben Verantwortungsbewusst zu erfüllen. Wir haben berufliche Positionen erobert und besetzt. Wir sind realistischer geworden und fühlen uns vielleicht gerade deshalb stark und lebendig, denn unsere abgeschmolzenen Träume stoßen nun nicht mehr so schmerzlich an die Grenzen des tatsächlich Möglichen. Wir verdienen gutes Geld, weit entfernt von zukünftigen mickrigen Renten. Wir reisen gern, wenn auch nicht mehr nach Australien, Neuseeland oder Südamerika. Wir sind interessiert, selbstverständlich offen für Neues und voller Ideen, die auf ihre künftige Verwirklichung warten. Wir fühlen uns auf der Höhe unserer Schaffenskraft. Wir sind beheimatet.

Ja, der Tod ist fern, so fern, dass er im Alltag nicht einmal Eingang in unsere Gedanken findet.

Und dann stirbt plötzlich eine Freundin, nicht älter als wir, eine Freundin, vertraut seit Kindertagen, eine Freundin, deren liebevolles, fröhliches Lächeln uns nun nur noch in Gedanken, aber gewiss für immer begleiten wird. Zeitgenossen aus Politik, Wissenschaft, Literatur und Kunst, die das eigene Denken, den eigenen Lebensweg geprägt haben,

treten ab von der großen Bühne. Unsere Eltern werden krank oder sterben so viel früher als je gedacht. Leerstellen entstehen, und wir begreifen: „Der Tod ist groß. Wir sind die Seinen lachenden Munds. Wenn wir uns mitten im Leben meinen, wagt er zu weinen mitten in uns“ (Rainer Maria Rilke, 1875 – 1926).

Wir sind älter geworden, und vielleicht bedeutet dies in erster Linie, dass wir die Grenzen unserer Möglichkeiten in einem ganz anderen Sinne als bisher spüren. Wir sind nicht mehr nur in einem pragmatischen Sinne „realistisch“, sondern wir begreifen zuinnerst etwas von der Endlichkeit auch des eigenen Lebens, und diese Erkenntnis begleitet uns von nun an wie ein länger werdender Schatten im Licht des Nachmittags, wo man doch zur Mittagsstunde den Schatten gar nicht sah. Er ist bei uns, der Schatten, er stört auch nicht, nein; aber er gehört nun zu uns.

Ist man wirklich „so jung wie man sich fühlt“?

Manchmal, in der Stadt, da sehe ich ältere Menschen, die auf eine ganz bestimmte Art und Weise ihrer „Jugendlichkeit“ Ausdruck verleihen möchten: Strahlend weiß gebleichte Zähne (paradox: Gerade penetrant gebleichte Zähne fallen doch immer sofort als unecht weiß auf...!). Knallrote Lippenstifte bei Frauen und blond gefärbte Haare bei Männern (wird immer beliebter und fällt ebenfalls regelmäßig als unecht auf, also nicht als „jung“, sondern als „auf jung gemacht“). Männer in engen Lederhosen, die am Gesäß mächtig spannen und irgendwie nicht wirklich sexy aussehen, Miniröcke bei Frauen, die vielleicht schlank geblieben sind, aber drum trotzdem nicht mehr jung, oder auf Taille geschnittene Herrenhemden, die den nicht zu übersehenden Bauch geradezu betonen. „So jung, wie sie gerne noch wären, aber offensichtlich nicht mehr sind“ – so wirkt das auf mich als außenstehende Betrachterin.

Ein berühmter alter Römer sieht das so: „Schönheit ist vergänglich, und wie mit den Jahren sie zunimmt, nimmt sie auch ab“ (Ovid, 43 v. Chr. – 17 n. Chr., *Liebeskunst – Ars amatoria* – II, 113 f).



Claudia Renkewitz ist Mitglied der Gemeinde Freiburg

Foto: Ian Sane, „Magic Bus“, Flickr.com
(Creative Commons License)



Foto: Staffan Lindmark, „10 maj 2016 08.29.34.jpg“, Flickr.com (Creative Commons License)

Eitelkeit (*vanitas*) – der (übermäßig) ausgeprägte Wunsch zu gefallen, die übertriebene Sorge um die eigene Attraktivität, die immer auch einen Beigeschmack von allzu großer Selbstbezogenheit hat. Sodann gibt es noch die zweite Bedeutung des Wortes, nämlich „Vergeblichkeit“, „leerer Schein“ und „Bedeutungslosigkeit“ im Sinne der Vergänglichkeit alles Irdischen. Und es gibt diesen schönen Kanon: „Alles ist eitel, DU aber bleibst, und wen DU ins Buch des Lebens schreibst“ (Text: Gerhard Fritzsche, 1942).

Wenn es also um das „Jung-Bleiben im Älter-Werden“ geht, so sind die obigen Beispiele für mich eitle Vergeblichkeit. Wieso eigentlich immer dieses „Man ist so alt wie man sich fühlt“? Warum nicht stattdessen ein schlichtes: „Ich bin so alt, wie ich bin“? Warum eigentlich verleugnen, dass das Älterwerden mit körperlichen, geistigen und psychischen Veränderungen verbunden ist? Dies ist ja eben keine Besonderheit des Älterwerdens, sondern es betrifft ebenso das Heranwachsen vom Kind zum Jugendlichen, vom Jugendlichen zum jungen Erwachsenen und vom jungen Erwachsenen zum „Sommer des Lebens“. Ist denn Veränderung nicht die Konstante im menschlichen Leben?

Alles hat seine Zeit. Warum dann nicht auch das Älterwerden, und zwar mit Freude an allem, was diese Phase des Lebens auszeichnet und an Besonderem bereit hält? Warum denn eigentlich älter werden und dabei jung bleiben „müssen“? Da gibt es auch noch so einen alten Römer, und der meint: „Es ist nicht zu wenig Zeit, die wir haben, sondern zu viel Zeit, die wir nicht nutzen“ (Seneca,

römischer Philosoph und Dramatiker, 4 v. Chr. – 65 n. Chr.)

Sollten wir die Frage also nicht anders stellen – nämlich nicht: „Wie werde ich älter und bleibe dabei jung“, sondern: „Wie fülle und gestalte ich mein Leben, wenn ich älter werde“? Und: Gibt es vielleicht Dinge, die ich an jungen Menschen so schön finde, dass ich sie, soweit mir dies möglich ist, in meinem Leben pflegen und leben oder auch (wieder-)entdecken möchte?

Noch einmal zu Ovid, dem alten Römer: „Heimlich und hastig entrinnt uns unbemerkt flüchtig das Leben – schneller ist nichts als die Jahre. Wir aber dachten, es wäre noch so viel Zeit“ (aus *Metamorphosen*).

Das möchte ich über mein Leben nicht sagen müssen. Das sollen andere über mein Leben nicht sagen müssen.

So gut es geht und so gut es mir gelingt, möchte ich mich am Älterwerden freuen; und so gut es geht und so gut es mir gelingt, möchte ich in meinem Leben erhalten, was in jungen Jahren so selbstverständlich schien: in Bewegung zu sein und zu bleiben, interessiert zu sein und zu bleiben, offen für Neues zu sein und zu bleiben, begeisterungsfähig zu sein und zu bleiben. Hierin sind mir junge Menschen ein Vorbild, und in diesem Sinne habe ich Teil am Jungsein.

Den Jungen liegt die Welt zu Füßen, und alles scheint möglich zu sein. Ich aber – mit dem Schatten der angenehm wärmenden Nachmittagssonne als meinem Begleiter – weiß um die Grenzen der Möglichkeiten. DU aber bleibst. ■

In den besten Jahren

VON JUTTA RESPONDEK

NICHT MEHR JUNG und noch nicht alt machen wir zuweilen halt, schau'n uns lächelnd an und sehen, wie die Jahre so vergehen: seh'n Lebensspuren dort und hier, eingeschrieben dir und mir. Die Jugendfrische hat still und sacht dem späten Sommer Platz gemacht. Noch immer blüht das volle Leben, doch darf es auch mal Pausen geben.

Ein wenig kürzer sind
Tage und Schritte
jenseits von Jahres- und Lebensmitte.
Alle Zeit hat Ziel und Sinn,
und jeder Tag ist Neubeginn.
Die Frühlingsfrische ist vergangen,
Spätsommerzeit hat angefangen.
Schon naht der Herbst,
so ist das Leben,
wie es Gott, der Herr, gegeben.
Wir holen Atem, ruhig, heiter,
und geh'n voll Vertrauen weiter.
All die Sorgen, Mühen, Plagen,

die gemeinsam wir getragen,
alle Freuden, die wir teilten,
gehen mit in neue Zeiten.
Gott ist mit uns, Jahr für Jahr,
weiß, was ist und kommt und war.
Er lässt wachsen, reifen, werden,
alles Leben hier auf Erden.
Mit Ihm können wir durchschreiten
alle unsere Lebenszeiten.
Er hält uns in Seinen Händen,
wird einst, was noch fehlt, vollenden. ■



Alt werden und jung bleiben

VON RAIMUND HEIDRICH

„SCHÄTZEN SIE DOCH MAL, WIE ALT ICH BIN!“
 „Nein, das hätte ich nicht gedacht. Da haben Sie sich aber gut gehalten!“ Das Kokettieren mit seinem frischen Aussehen trotz des voranschreitenden Altersprozesses ist weit verbreitet und damit der Wunsch, trotz allem jung zu bleiben. Wissenschaftliche Untersuchungen haben ergeben, dass die Selbsteinschätzung der Menschen erheblich mit ihrem biologischen Alter differiert: Sie fühlen sich in der Regel um 10 Jahre jünger als sie eigentlich sind. Muss nicht der Song „Forever Young“ eine Illusion bleiben? Aber vielleicht gelingt es uns doch, auf andere Weise tatsächlich jung zu bleiben!

Dass wir im Lebensommer stehen, mag uns zunächst gar nicht zu Bewusstsein kommen, so sehr sind wir damit beschäftigt, diese Sommerzeit zu genießen und zu gestalten. Die abgeernteten Felder, die ersten kühlen Tage und der Vogelzug erinnern uns dann doch daran, dass wir noch (!) im Sommer stehen, der aber ganz sicher bald zu Ende geht. Im dankbaren Rückblick stehen uns die schönen Erlebnisse und Begegnungen vor Augen. Aber was mag auf den Lebensommer folgen, wenn der Lebensherbst und der Lebenswinter unerbittlich näher rücken? Nicht nur Melancholie kann sich einstellen, sondern auch Vorahnung, Sorge und Angst sogar. Älterwerden ist aber nicht nur Schicksal, sondern auch Aufgabe und Herausforderung.

Wer heiratet und dann auch Kinder bekommt, sollte schon in jungen und guten Jahren über ein Testament nachdenken. Und vor Krankheiten und schweren Unfällen (eventuell mit Behinderungen als Folge) ist niemand gefeit, ob alt oder jung. Das Abfassen einer Vorsorgevollmacht und einer Patientenverfügung sollte in unseren Tagen eine Selbstverständlichkeit sein, aber viele von uns weichen dem gern jahrelang aus, bei aller grundsätzlichen Einsicht. Tatsache ist aber auch, dass die Lebenserwartung

in den letzten Jahrzehnten ständig gestiegen ist: Heute kann eine Frau damit rechnen, 83 Jahre alt zu werden, ein Mann immerhin rund 78 Jahre. Nach der Verrentung bleiben also meist noch viele Jahre, die es zu gestalten gilt! Es könnten unsere kreativsten Jahre werden, wenn wir ohne beruflichen und mit deutlich schwächer gewordenem familiären Druck verschüttete Fähigkeiten wiederentdecken und lang gehegte Wünsche wahr werden lassen. So können wir tatsächlich älter werden und zugleich jung bleiben, vielleicht unbeschwerter jung als in jungen Jahren.

Wenn wir „jung“ umschreiben mit offen, kommunikativ, kontaktfreudig, neugierig, frech, fröhlich und mutig, dann können diese Eigenschaften auch auf Ältere zutreffen. Der Vorteil für „ältere Junge“ liegt dazu in ihrer langjährigen Erfahrung. Ihnen macht so schnell keiner etwas vor. Und da sie nichts mehr zu verlieren haben, sind sie nicht selten mutiger. Konflikte können sie vielleicht aufgrund von (bitteren) Erfahrungen gelassener und humorvoller angehen. Dagegen kenne ich junge Leute, die mit dreißig oder vierzig auf der Suche nach Sicherheit im Leben vorschnell auf traditionelle Konzepte zurückgreifen, unbeweglich werden und dann tatsächlich „alt aussehen“.

Wenn unweigerlich nach einem vielleicht herbstlich-goldenen Oktober der graue November kommt, dann ist der unerbittlich kalte Winter nicht mehr weit. Was ist zu tun? Es trifft ja letztlich jeden von uns. Tragen wir uns dann und unterstützen wir uns christlich-solidarisch gegenseitig! Vor allem aber verbünden wir uns doch mit Gott, dem „Herrn der Zeit“, denn „wenn Gott für uns ist, wer ist dann gegen uns?“ (Röm 8,31). Vertrauen wir doch seinem Wort: „Bis ins Alter, bis ihr alt werdet und grau, will ich euch tragen (Jes 46,4)“. Ermutigen wir uns gegenseitig in unserem Glauben an Gott, „denn in Ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir“ (Apg 17,28). ■

Lebensommer

VON RAIMUND HEIDRICH

1. Dass der Frühling vorbei ist,
will ich nicht leugnen.
Und wie lange der Sommer noch dauert für mich,
weiß ich nicht.
2. Aber selbst wenn das alles vorbei ist,
kommt doch zunächst,
silbrig verwoben,
der Altweibersommer heran.
Und der Oktober,
vielleicht fruchtig-sonnig verklärt,
fällt mir dann in den Schoß.
3. Und selbst im Winter,
wenn alles erkaltet,
treibt auf der Fensterbank
mit frischem Grünspitz die Hyazinthe.
Und zur Weihnacht,
zum Geburtsfest,
verströmt sie dann ihren süß-fruchtigen Duft. ■



Raimund Heidrich ist Mitglied der Gemeinde Dortmund

Foto: Dennis Jarvis, „Italy-1539 – The Pigeons of St. Mark Square“, Flickr.com (Creative Commons License)

Gleichbleibend jung

VON VEIT SCHÄFER

„**W**IE HABEN SIE DAS NUR geschafft?“, werden Hochbetagte an ihren runden Geburtstagen gewöhnlich gefragt, „wie haben Sie das nur geschafft, so alt zu werden?“ Und dann erfährt man die merkwürdigsten Rezepte, die nach der mehr oder weniger tiefen Überzeugung der Jubilare ihre Gesundheit und Lebenskraft begünstigten. Nicht selten werden dann ausgerechnet Methoden benannt, die gemeinhin als eher gesundheitsschädlich gelten, angefangen von der täglichen Zigarre oder dem einen Whisky vor dem Einschlafen; man kennt das.

Hat man aber schon mal gehört, dass jemand gefragt wurde, wie sie oder er es geschafft hätten, so jung zu bleiben, ungeachtet eines „biblischen Lebensalters“ von 70 aufwärts? Das fiel mir auf, als ich kürzlich in *Publik-Forum* den Nachruf einer Journalistin auf Rupert Neudeck las. Von ihm, dem sie noch wenige Tage vor seinem überraschenden Tod begegnet war, schrieb sie, er sei gleichbleibend jung geblieben.

Gleichbleibend jung als herausragendes Merkmal eines Mannes, der nach einem äußerst engagierten, leidenschaftlichen Leben für Gerechtigkeit und Frieden, für Notleidende

und Flüchtlinge in aller Welt im 78. Lebensjahr starb! Eines seiner Bücher trägt den Titel „Radikal leben“.

Womöglich ist ein radikales Leben das Elixier für ein gleichbleibend junges Leben bis zum Ende? Ein solches Leben muss ja keineswegs dem eines Rupert Neudeck oder anderer Ausnahmestalten gleichen. Entscheidend ist, dass es seine Kraft aus einer Wurzel bezieht (*radix*, lat. Wurzel), dass es verwurzelt ist in einem Gespür für das, was lebendig macht und lebendig erhält. Gespür – das Wort umfasst Begriffe wie Sinn, Ziel, Auffassung, Anschauung, Aufgabe. Lauter Begriffe, denen wir noch „Lebens-“ voransetzen könnten.

Das klingt nun sehr danach, als käme es auf ein sehr bewusstes, strukturiertes, systematisch geführtes Leben an, um „aus den Wurzeln“ zu leben. Das kann für bestimmte Menschentypen gewiss so sein.

Für andere genügt das Gespür dafür, was ihnen und ihren Mitmenschen, ihrer Umgebung guttut. Ich kenne einige Menschen, die in Verlegenheit kämen, wenn man sie nach ihrem „Lebensziel“ oder ihrer „Lebensaufgabe“ fragte. Aber sie leben schlicht und selbstverständlich ein offenes, freundliches, zugewandtes, aufmerksames Leben. Sie lachen oft und gerne, sie nehmen nicht

so schnell etwas tragisch oder übel und tragen nicht lange nach, haben Geduld mit sich und anderen. Sie sind da, wenn man sie braucht, bescheiden, hilfsbereit, sie trösten, haben Kinder gern, grüßen ihre Nachbarn – die Merkmale eines Lebens aus der Wurzel-Erfahrung der Menschlichkeit sind unerschöpflich. Von Maria Sassin stammt das schöne Bild: „Nur auf sicheren Wurzeln können Flügel wachsen“.

Diese Aufzählung hat uns nun unversehens wieder zu der Gestalt des gleichbleibend jungen Rupert Neudeck geführt! Denn letzten Endes hatte sein Einsatz, wenn auch in einer ganz anderen Dimension, auch keine andere, tiefere Wurzel als die der Menschlichkeit.

Wer glaubt, findet die Wurzeln seiner Lebenskraft in Gott. Jeremia hat dafür ein ausgesprochen jugendlich-fruchtbares Bild entworfen (17,8): „Gesegnet ist jede Frau und jeder Mann, die auf Gott vertrauen und deren Rückhalt Gott ist. Sie sind wie Bäume, am Wasser gepflanzt, zum Wasserlauf strecken sie ihre Wurzeln hin. Dass Hitze kommt, fürchten sie nicht, sie behalten ihr Laub. Auch in einem Dürrejahr sind sie ohne Sorge; sie hören nicht auf, Frucht zu tragen.“



Veit Schäfer ist Mitglied der Gemeinde Karlsruhe

Foto: bytewoopy, „tree roots“, Flickr.com
(Creative Commons License)

Meine Zeit steht in Deinen Händen

VON JUTTA RESPONDEK

GUTER GOTT,
ich bin nicht mehr die Jüngste,
längst habe ich die Lebensmitte überschritten.
Voll Vertrauen gehe ich, gehe meinen Weg,
mit offenem Herzen und ruhigem Schritt.
Denn Du, Gott des Lebens, bist mit mir.
Du kennst die Zeit, die hinter mir liegt,
mit all ihren Freuden und Sorgen,
und Du weißt, was noch kommt.
Meine Zeit steht in Deinen Händen.
Dankbar und froh blicke ich auf die Jahre,
die Du mir geschenkt hast,
auf die Strecke, die ich schon gegangen bin,
auf helle Tage und dunkle Nächte,

auf Umwege und Irrwege,
und Deine Fingerzeige und Wegweiser.
Nie liebest du mich im Stich –
auch wenn ich es nicht spürte.
Du liebest mich meinen Weg suchen und finden,
liebest mich wachsen und werden
bis auf den heutigen Tag.
Ich bin nicht mehr die Jüngste,
doch auch längst noch nicht alt.
Lebensfroh und voller Dankbarkeit,
noch immer suchend und fragend,
stets unfertig und im Werden,
bin ich auf immer Dein Kind.
Du lässt mich reifen bis an mein Lebensende,
bis meine Zeit erfüllt und mein Ziel erreicht ist
und ich heimkehre zu Dir.



Jutta Respondek
ist Mitglied der
Gemeinde Bonn

Alter

Gnade, Last oder eine
Frage der Perspektive?

VON FRANCINE
SCHWERTFEGER

WAS IST ALT, WENN MAN
jung ist? Wenn man in
meinem Alter (bald 48)
ans Alter denkt, hat man klapprige
Greise vor Augen, denen in der eige-
nen Umgebung natürlich niemand
entspricht. Alt, das sind Leute mit
80 oder 90. Doch hatte ich neulich
in der Au-pair-Riege im Kloster
mit einem Abiturienten zu tun, der
höflich überlegt hatte, mich besser
zu Siezen, denn „bei älteren Leuten“
wisse man das ja nicht genau. Danke,
sehr schmeichelhaft. Und bei kleinen
Kindern wissen Eltern, dass ihnen alle
über 30 „Asbach-uralt“ vorkommen.

Ich will es nicht verhehlen: Ich
fühle mich alt. Zumindest manchmal.
Nicht steinalt, aber gegenüber
30jährigen doch irgendwie aus der
Mode gekommen. Nicht zuletzt
durch arglose Bemerkungen wie die
des Abiturienten. Und das Schlimme
ist: Dieser Eindruck ist nicht kompa-
tibel mit meiner inneren Einstellung,
wo ich heimlich denke, noch massig
Zeit zu haben, bis ich „alt“ bin.
Irgendwie fehlen in meinem Gefühl

durch besondere Lebensumstände
etwa 15-20 Jahre, die ich gar nicht
präsent habe. Nicht erlebt, sondern
irgendwie überlebt. Ein Zeitloch.
Meine Seele ist meinem körperlichen
Alterungsprozess, der unverkennbar
erste Spuren hinterlässt, noch nicht
hinterher gekommen, ich fühle mich
wie in den Dreißigern, aber der Kopf
meldet im Kontakt mit Dreißigern:
Denk dran – du bist für die alt.

Nun gibt es ja die allseits bekann-
ten Fälle, wo sich alter Mann junge
Frau angelt (zwecks Wiederbele-
bungsversuchen?). Johannes Heesters,
Helmut Kohl... Da unterstellt man
schnell psychische Probleme mit
dem Altwerden beziehungsweise den
jungen Frauen einen Vaterkomplex.
Wie peinlich, wenn einem das selbst
passieren würde, oder? Zum Glück
gehören immer zwei dazu, und wenn
man sich einig ist, sollte die Gesell-
schaft (beziehungsweise ich hier) auch
keinen Kommentar abgeben. Früher,
oder heute noch in anderen Ländern,
wurden und werden ebenfalls junge
Mädchen mit alten „Knackern“ ver-
kuppelt, allerdings ohne die „jungen
Dinger“ gefragt zu haben. Ein Opfer
für die finanzielle Absicherung, bitte.

Machen sich eigentlich viele
älter werdende überhaupt solche
Gedanken um ihr Alter wie ich? Da
wird gesportelt, vom Herzinfarkt-
gymnastikkreis bis zum Radeln;
wenn's da hakt, wird eben ein E-Bike

angeschafft, mit dem man dann
gemütlich bergauf leise tretend
vorgaukelt, man habe überhaupt keine
Schwierigkeiten mit der Kondition,
während die Ächzenden auf ihren
Tretmühlen staunen.

Von welchen Dingen heißt es
dann nochmal in „Desiderata“ (gefunden
in der Old St. Pauls' Church in
Baltimore im Jahre 1692): „Nimm,
was die Jahre dir raten, gern entgegen,
und gib die Dinge deiner Jugend mit
Gelassenheit auf“? Was raten mir
denn heute die Jahre? Nicht mehr bis
in die Puppen zu tanzen und Party
zu machen, sondern abends um zehn
den Bürgersteig einzurollen und den
Mond mit der Stange rauszuschieben,
sprich in die Federn zu verschwinden.
Sex, Drugs and Rock'n'Roll sind
passé. Wer will sich denn so lächerlich
machen wie die Rolling Stones, von
denen schon seit Jahren eine Karika-
tur existiert, wie sie als Tattergreise
mit Krückstock und im Rollstuhl auf
der Bühne röhren? Oder der oben
bereits erwähnte Johannes Heesters,
der mit 100 noch das öffentliche
Singen nicht lassen konnte und auch
noch bedenkliche Äußerungen zum
Nationalsozialismus von sich gab,
den er aus seiner besten Zeit offenbar
stark geschminkt in Erinnerung hatte?
Alter schützt vor Torheit nicht.

Nein, Torheit soll mir niemand
nachsagen müssen. Ich kleide mich
allerdings sicher nicht altersgemäß,



Francine
Schwertfeger
ist Mitglied
der Gemeinde
Hannover

wenn auch nicht mit Narrenkappe. Aber da haben wir heute eben Narrenfreiheit, während im vorvorigen Jahrhundert eine Frau ab 40 in Schwarz zu gehen hatte. (Das tun dafür manche der Sorte Gothic heute in ihrer Jugend.) In unserer Moderne haben wir auch mit 70 noch was zu lachen, darüber bin ich froh. Wer den Spruch geprägt hat: „Man ist immer so alt, wie man sich fühlt“, hat Recht. Uns ist dank der Industrialisierung viel Zeit dazugeschenkt worden. Wir werden älter als früher, die Gesundheitsversorgung und die verbesserten hygienischen Bedingungen machen es möglich. Klar, dass wir irgendwann bis 70 oder 75 werden arbeiten müssen, wenn der Staat uns immer noch die Rente finanzieren soll. Man

ist mit 70 heute noch ein junger Hüpfen, es sei denn, man hat stark übertrieben in jungen Jahren. Und die Fitnesswelle ist gewissermaßen Pflichtprogramm für ein bewegliches Alter. Ich kenne ein Ehepaar in seinen 70ern, das sich den Vorsatz gefasst hat: „Uns tragen sie mit den Füßen zuerst aus der Wohnung.“ Also Altersheim – nein danke. Und entsprechend sind die zwei immer noch sehr beweglich, sporteln fleißig, sei's auf dem Heimtrainer oder mit dem guten alten Rennrad.

Was mir da in der Seele weh tut, ist, dass auch diese beiden vom Schicksal nicht verschont werden und eine unheilbare Erkrankung ihr Zeitliches beschränkt. Was mir wieder zeigt: Es spielt keine Rolle, wie sehr

du dich anstrengst. Das Leben ist kein Ponyhof. Das habe ich schon mit 19 gemerkt, da ich hörte, dass einen ehemaligen Mitschüler kurz nach der Volljährigkeit ein Hirnschlag dahingerafft hatte. Der Mensch denkt, und Gott lenkt. Und letztendlich ist es wie im „Neujahrslied“ von Jochen Klepper, dessen erste Zeile lautet: „Der du die Zeit in Händen hast“:

*Der Mensch abnt nichts
von seiner Frist,
Du aber bleibest, der du bist,
in Jahren ohne Ende.
Wir fahren hin
durch deinen Zorn,
und doch strömt
deiner Gnade Born
in unsere leeren Hände.*

Mathematik der 50

VON RAIMUND HEIDRICH

50: HALBZEIT
(und vielleicht etwas darüber).
50 minus 50:
Was für Zeiten zu Beginn!
Und seitdem: überstandenes Leid
und Erfahrungen von Glück.
50 geteilt durch 2:
Überschwang und Schwung,
Enttäuschungen
und doch neue, gute Wege.
50: Nicht mehr jung
und noch nicht alt.
Hoffnung trägt mich weiterhin!
50 mal 2 (vielleicht auch weniger).
Aber der Weg führt weiter,
und ich habe noch viel vor!
50 mal 50:
Nur Gott ist ewig!,
und wir geborgen in Ihm.



Ganz schön alt!

VON HARALD KLEIN

ALTER WERDEN – OHNE DIE JUGENDLICHKEIT aufzugeben: Zu diesem Thema sollte ich geflissentlich erstmal den Mund halten. Jedenfalls bin ich einer von denen, die mitten im Prozess beziehungsweise mitten in dieser Anforderung stehen. Gerade zwei Jahre pensioniert, auf eben vielen Ebenen des Lebens von der alten Rolle und Funktion verabschiedet und noch wenig in neuen Lebensräumen angekommen: Da ist noch viel zu tun und besser erstmal wenig zu reden. Von daher möchte ich das Thema eher auf einen anderen Bereich ausweiten und fragen: Ist das nicht auch eine lohnende Frage für die christliche Kirche in der Welt – älter werden, ohne die Jugendlichkeit aufzugeben?

Sicher sollte man dabei genauer sagen, was unter „Älterwerden“ und „Jugendlichkeit“ zu verstehen ist. Älterwerden bezeichnet wohl ganz äußerlich den wachsenden zeitlichen Abstand zur Geburt, zur Stunde Null. „Jugendlichkeit“ hingegen ist eine noch vorhandene Nähe zum Beginn, wenn nicht zeitlich, dann doch zumindest im Bereich der Seelenverwandtschaft, der Unverbrauchtheit und Lebendigkeit. So wie Jugendliche noch viele Möglichkeiten der Selbstentfaltung vor sich haben, so müsste auch „Jugendlichkeit“ anderweitig noch offen sein für unterschiedliche Wege, für das Ausprobieren von Neuem und für Zukunft.

Auch die Kirche ist in die Jahre gekommen

Wie steht es diesbezüglich nun mit der christlichen Kirche? 2000 Jahre sind ja kein Pappenstil an Distanz. Alt ist diese Kirche durchaus schon. Und sogar die „alt-katholische“ Kirche, die das Wort ja in ihren Namen übernommen hat, weist eine ähnliche Entfernung zum Ursprung auf, auch wenn ihre institutionelle Geschichte erst gut 140 Jahre alt ist. Alter ist kein Verdienst, Alter ist in erster Linie

ein Geschenk, und das gilt sicherlich auch für die Kirche. Es ist ein Geschenk, dass sie entstehen konnte, es ist ein Geschenk, dass sie sich entwickeln durfte, dass sie Freiräume vorfand und Menschen, die ein offenes Ohr oder Herz für sie und ihre Botschaft hatten. Aber inwieweit kann es der Kirche gelingen, auch noch Jugendlichkeit zu bewahren, zu kultivieren und als Wert zu schätzen? Geht das überhaupt, dass Kirche alt und gleichzeitig jung ist, jugendlich?

Man könnte sagen, dass spätestens mit der offiziellen Definition und Lehre der Unfehlbarkeit die Kirche ihre Jugendlichkeit an der Garderobe abgegeben hat. In dem Moment, in dem jemand die eigene Meinung und Lehre als unangreifbar, unveränderbar, unwiderruflich betrachtet, definiert er sich als abgeschlossen für weitere Entwicklungen. Wer mit 18 Jahren sagen würde: „Mein Beruf liegt für den Rest des Lebens fest, mein Wohnort (zum Beispiel Rom) liegt für den Rest des Lebens fest, meine politische Gesinnung, mein Welt- und Selbstverständnis, mein persönlicher Glaube liegen fest“, der hätte damit seine Zeit der Jugendlichkeit, des Suchens, des Unterwegsseins beendet.

Gesammelte Schätze – und noch zu gewinnende

Jetzt wollen wir aber nicht den Fehler begehen, den verhängnisvollen Irrtum des Christentums allein auf die Dogmatisierung der Unfehlbarkeit im Ersten Vatikanischen Konzil zu beschränken. In Wirklichkeit ist das in der Geschichte der Kirche(n) immer wieder passiert und vorgekommen, dass die Kirchenleitung oder auch das Kirchenvolk sich als endgültig und unhinterfragbar verstanden hat. Als die Kirche zur Staatskirche im Römischen Reich wurde unter Kaiser Konstantin, wurde das sicher zur größten Versuchung, die sie seitdem zu bestehen hat. Aber auch heute noch und sogar auch in der Alt-Katholischen Kirche ist es wichtig zu fragen: Sind wir noch „Schüler“, sind wir noch „Jünger“, die im Sinne der Urchristenheit sich verpflichtet fühlen zu lernen und sich weiterzuentwickeln?

Es ist schön, wenn auch in heutigen Bibelübersetzungen immer noch die Rede ist von Jesus und seinen „Jüngern“. Jungsein, Wege suchen (auch radikal neue) ist bleibende Aufgabe von uns als Christen.

Natürlich gibt es dabei auch immer mehr zu verlieren. Denn je länger die Geschichte der Kirche andauert, um so mehr hat sich (auch in der Alt-Katholischen Kirche) angesammelt an Schätzen der „Weisheit“, der „Lehre“, der „liturgischen Tradition“ und des „Gewohntens“. Aber mal ehrlich: Was ist all das gemessen am Schatz dessen, was wir noch dazu lernen können? Und wenn etwas gerade frisch herausgegeben, gedruckt, angeordnet, verkündet worden ist, so verbleibt doch immer noch hinreichend Grund, es neu von verschiedenen Seiten und Warten aus in Frage zu stellen. Zweifellos ist das ein hartes Geschäft, vor allem für die, die mit der Definition beschäftigt waren. Aber unsere entscheidende Aufgabe als Christen ist nicht das Haben und Bewahren, sondern das Entdecken und Werden, das Wachsen und das Christus Entgegengehen, der da kommt in der Zukunft. ■

Harald Klein ist Pfarrer i. R. in der Gemeinde Rosenheim

Foto: „Coldingham Bay-Melrose“, vom Autor



Ja darf der das denn?

Sprache verändert sich –
das Reden mit Gott auch

VON GERHARD RUISCH

ICH NEHME ZUR ZEIT EINE Unsicherheit in unserem Bistum wahr, unter manchen Laien ebenso wie unter Geistlichen. Weil ich mit Schuld daran bin, möchte ich versuchen, etwas zur Klärung beizutragen.

Ich habe nämlich bei der Gesamtpastoralkonferenz vergangenes Jahr im Mai in Neustadt an der Weinstraße einen Vortrag zum Thema „Reden von Gott – reden mit Gott“ gehalten. Er hat fast eine Stunde gedauert; ich kann jetzt hier nur einen Kerngedanken nennen (doch ich maile Interessierten gerne den ganzen Text zu: redaktion@christen-heute.de). Was mich nämlich schon lange beschäftigt hat, war die Beobachtung, dass viele unserer Gebete in den liturgischen Büchern von Gott reden, als sei er ein Familienmitglied, ein Freund, ein Bekannter. Es ist ja auch nicht falsch, zu Gott zum Beispiel „Vater“ oder „Mutter“ zu sagen; die Bibel macht es uns vor. Aber es klingt oft so, als sei Gott einfach ein Mensch, und dabei geht etwas Entscheidendes verloren: Mit all unserem Reden, all unserem Denken, mit allen Bildern, die wir benutzen, werden wir Gott nie fassen. Er ist größer und anders als alles, was wir uns vorstellen können. Deshalb war mir wichtig, dass alles, was wir über Gott oder zu Gott sagen können, nur vorsichtige Annäherungen sein können. Uns steht nichts Anderes zur Verfügung als menschliche Worte und Gedanken, aber wir sollten nicht vergessen, dass wir Gott so nicht gerecht werden.

Ich habe deshalb dafür plädiert, dass wir unsere Gebete dahingehend überprüfen, ob sie nicht allzu menschlich und simpel mit Gott reden. Ebenso wichtig war mir, für unser Reden mit Gott eine Sprache zu finden, die von den Menschen heute verstanden werden kann, die aber zugleich nicht banal, sondern

poetisch ist. Und: Die Gebete sollten nicht einfach die Erkenntnisse der wissenschaftlichen, der historisch-kritischen Bibelauslegung ignorieren. Ein Beispiel: Es ist heute Konsens in der Bibelwissenschaft, dass die Weisen aus dem Osten im Weihnachtsevangeli-um des Matthäus großartige Symbolgestalten sind – aber keine historischen Persönlichkeiten. Kann man dann einfach beten, wie es unser Altarbuch für den 6. Januar vorsieht: „Wie du die Weisen aus der Fremde zu ihm (=Jesus) geführt hast, so bringe auch uns immer näher zu ihm“? So als wären da wirklich historische Personen zu Jesus nach Betlehem geritten?

Die Hauptvorträge bei der Konferenz hat Professorin Irmtraud Fischer aus Graz gehalten. Es ist ihr gelungen mit ihren fulminanten Beiträgen uns Geistlichen die Augen dafür zu öffnen, wie sehr die Rolle der Frauen in der Bibel über Jahrhunderte falsch eingeschätzt wurde, weil die Schrift immer durch eine bestimmte Brille hindurch gelesen wurde. Und sie hat uns in der Erkenntnis bestärkt, dass auch unsere Gebete eine geschlechtergerechte Sprache finden müssen, wenn sie wirklich für die Gläubigen im Gottesdienst Sprachrohr sein möchten.

Der Liturgieletter

Weil es nicht so häufig ist, dass aus einem Vortrag oder einer Predigt Impulse für ein praktisches Tun hervorgehen, war ich glücklich, als in der letztjährigen Konferenz der Vorschlag aufkam, Freiwillige aus unserem Kreis sollten möglichst für jeden Sonntag einen Liturgieletter herausbringen, einen per Mail versandten Rundbrief, in dem immer eine oder einer sich mit den Gebeten des kommenden Sonntags auseinandersetzt unter den Gesichtspunkten: Ist die Sprache geschlechtergerecht? Respektiert sie die Transzendenz Gottes (also dass er Gott ist und kein Mensch)? Ist es eine poetische und zugleich heute verständliche Sprache? Und: Entsprechen die Aussagen den Erkenntnissen

der wissenschaftlichen Bibelexegese? Wenn nötig sollte die Autorin oder der Autor Vorschläge für alternative Formulierungen machen.

Meine Erfahrung ist, dass ich manchmal sehr froh über die Vorschläge war; andere dagegen sagten mir nicht viel – wie nicht anders zu erwarten. Von Kolleginnen und Kollegen weiß ich, dass ein Teil die Beiträge sehr gründlich aufgenommen und sich damit auseinandergesetzt hat, andere haben sie überflogen, aber nicht weiter berücksichtigt, wieder andere haben sie einfach ignoriert.

Und die Lex Orandi?

Nun hat es aber auch Mitfeiernde der Gottesdienste irritiert, wenn sie gesehen haben, dass die Gebete teilweise nicht aus dem Altarbuch, sondern aus einem eigenen Ringbuch oder gar von losen Blättern gelesen wurden und nicht dem üblichen Sprachstil entsprachen. Auch unter uns Geistlichen entstand eine Unsicherheit darüber, was man denn nun darf und was nicht. Darf denn wirklich nun jeder einfach beten, was er will? Dürfen wir die Gebete im Altarbuch einfach ignorieren, wenn sie uns nicht passen, und durch andere ersetzen? Theologisch gesprochen: Was ist mit der Übereinstimmung von *lex orandi* und *lex credendi* (Latein: „Das Gesetz des Betens entspricht dem Gesetz des Glaubens“). Das ist ein altes Prinzip der kirchlichen Liturgie: Die Kirche betet so, wie sie glaubt, und glaubt so, wie sie betet. Es ist von höchster Wichtigkeit, dass zwischen dem Glaubensbekenntnis und der liturgischen Handlung der Kirche Übereinstimmung besteht. So wie es eine Kontinuität des Glaubens seit den Anfängen der Christenheit gibt, so stehen wir auch in einer Gebetstradition, die bis in die Zeiten der Urkirche zurückreicht.

Die Eingebundenheit in diese große Tradition verbietet einen willkürlichen Umgang mit den Gebeten, so wie wir ja auch nicht einfach den kirchlichen Glauben ständig neu definieren können, je nachdem, was uns gerade einleuchtet und wichtig scheint. Bischof Matthias Ring hat in seinem Hirtenbrief „Ich + Wir“ darauf hingewiesen, dass



Gerhard Ruisch ist verantwortlicher Redakteur von *Christen heute* und Pfarrer in Freiburg

manches, was heute anstößig ist am Glaubensgut, vielleicht für spätere Generationen wieder wichtig sein kann – so, dass wir nicht das Recht haben, es hinauszukippen.

Das Dilemma

Das führt uns scheinbar in ein unlösbares Dilemma: Auf der einen Seite sehen wir die Notwendigkeit, in unseren Gottesdiensten so zu sprechen, dass unsere Zeitgenossen (und wir selbst) die Worte überhaupt noch verstehen können und dass wir uns in ihnen finden können; wir sehen die Notwendigkeit, ein allzu plattes Reden von Gott zu vermeiden, eine geschlechtergerechte Sprache zu pflegen, die Erkenntnisse moderner Exegese zu berücksichtigen – und können doch nicht einfach die alt-ehrwürdige Tradition als lästig auf die Seite schieben, auf der wir doch stehen.

Ich glaube aber, dass es nur scheinbar ein Dilemma ist. Denn „der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig,“ schreibt Paulus im 2. Korintherbrief (3,6). Wenn wir uns an den Buchstaben festhalten, sie für sacrosanct und unantastbar erklären, dann töten sie, wie ehrwürdig sie auch sein mögen. Sie töten das Verständnis, weil manche Begriffe heute anders verstanden werden als vor Jahrhunderten und also Fehlverständnisse hervorrufen. Sie töten das Gebet, weil die Gläubigen sich in Worten, die sie nicht verstehen können, nicht wiederfinden. Und damit töten sie auch die Liturgie und die Gemeinde, weil die Menschen nicht kommen, wenn sie alles nur noch als verstaubt und verschraubt empfinden. Das gilt beileibe nicht für alle Worte und alle Zeichen: Vieles, was in der Schrift steht, vieles, was Jesus gesagt hat, bleibt für alle Zeiten verständlich, ebenso wie viele Symbole ihre Aussagekraft nie verlieren. Aber wenn Buchstaben unzugänglich geworden sind, dann muss es die Möglichkeit geben dürfen, den Inhalt in neuer Sprache zu sagen.

Aber eben nicht in Willkür! Sondern so, dass der Geist dessen, was gesagt wird, erhalten bleibt, dass es so neu gesagt wird, dass es heute verstanden werden kann und heute

Menschen begeistert. Deshalb haben wir Geistlichen, als wir bei unserer diesjährigen Konferenz das Thema noch einmal aufgegriffen haben, einmütig beschlossen, den Liturgieleiter einstweilen weiterzuführen. Aber mit einem Unterschied: Es soll im Gegensatz zum ersten Jahr – außer in Ausnahmefällen – darauf verzichtet werden, völlig andere Gebete als im Altarbuch stehen, zu bringen, und alle, die künftig Änderungen an Gebeten vorschlagen, sollen begründen, warum sie sie für notwendig halten. Es soll also weder einen Bruch mit der Tradition geben noch einen Stillstand, der jede Weiterentwicklung unmöglich machen würde. Gute Vorschläge für Weiterentwicklung kann dann die Liturgische Kommission für eine Neuauflage des Altarbuchs mit berücksichtigen.

Zur Konkretisierung möchte ich ein Beispiel aus dem letzten Liturgiebrief anführen, den ich geschrieben habe, dem zu Christi Himmelfahrt. In der Himmelfahrtsprefation im Altarbuch heißt es: „Du hast ihn (Jesus) vor ihren Augen erhoben zu deiner Rechten, dass er uns erhebe zu Kindern und Erben deiner Herrlichkeit.“ Mit diesem Satz habe ich zwei Probleme: Einmal setzt er voraus, dass die Himmelfahrt Jesu wirklich ein physisches Geschehen war, eine Auffahrt in den Himmel wie eine Rakete, und zum anderen ist der zweite Teil geschraubt und schwer verständlich. Also fragt sich, was ist eigentlich der Kern des Festes, der hier angesprochen werden soll. Ich habe es mit dieser Formulierung probiert: „In ihm berühren sich Himmel und Erde, Menschheit und Gottheit, irdisches Leben und göttliche Herrlichkeit.“ Ich weiß nicht, ob Sie das als Weiterentwicklung, die den Sinn wahrt, gelten lassen können; mir scheint es so.

Kein Bruch, aber Aggiornamento

Es kann also nicht einfach jede oder jeder Geistliche beten, was sie oder er will. Aber es kann eine Weiterentwicklung auch nur geben, wenn eine gewisse Freiheit besteht, auch Neues auszuprobieren. Für mich gehört dazu, dass ich immer wieder Tages-, Gaben- und Dankgebete, aber auch Prefationen und sogar

Eucharistiegebete nehmen darf, die nicht buchstäblich mit dem übereinstimmen, was im Buch steht, und das ohne schlechtes Gewissen. Auch dass ich neben den klassischen auch moderne Glaubensbekenntnisse verwende, ist dann legitim. Doch muss ich mir auch die Mühe machen zu überlegen, ob sie den Geist treffen.

Ich glaube, eine gute Weiterentwicklung, die den Geist wahrt, der lebendig macht, ist möglich, wenn wir sie so betreiben, wie es unserer guten Erfahrung entspricht: indem wir offen miteinander sprechen. Wenn Ihr Pfarrer oder Ihre Pfarrerin ein Gebet verwendet, aus dem Liturgieleiter oder selbst abgewandelt, aber auch aus dem Altarbuch gelesen, das Sie missglückt, theologisch falsch, sprachlich zweifelhaft finden, dann sagen Sie es! Nicht als Vorwurf, sondern als Beitrag zur gemeinsamen Suche nach immer besseren Ausdrucksmöglichkeiten. Das hat viel mit Empfinden zu tun, deshalb werden wir uns nicht alle immer einig sein. Und doch kann es so auf einen Konsens zugehen, bei dem wir uns alle immer wohler fühlen in unserer Liturgie – und sie dennoch die Liturgie der Kirche bleibt, die wir übernommen haben.

Dieser Weg ist nicht einfach. Wie am Anfang festgestellt, verunsichert er Menschen. Das ist zum Beispiel daran zu sehen, dass wir Geistlichen zwar einmütig beschlossen haben, den Liturgieleiter weiterzuführen – aber seit unserer Konferenz ist kein einziger mehr erschienen! Dennoch halte ich diesen Weg für unverzichtbar. Wir müssen das Gleichgewicht finden zwischen Wahrung der Tradition, ohne die wir enturzelt und dem persönlichen Geschmack ausgeliefert sind, und der Suche nach einer neuen Sprache, ohne die wir zu Autisten werden, die sich nur noch in einem engen Zirkel verständigen können. Aus meiner Erfahrung heraus möchte ich ermutigen ihn zu gehen, denn ich habe gemerkt, wie viel Freude es machen kann, das Aggiornamento, die Verheutigung der Texte zu wagen, indem wir dem Geist der Formulierungen nachspüren und nach einem neuen Ausdruck suchen. ■



Historie mal ganz anders oder: Wo bleibt das Deo?

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

DIE WÄRMERE SOMMERZEIT IST DA UND beglückt Urlaubende mit Historienschinken und – tja, leider muss ich es erwähnen – auch manch' unangenehmen Sommergerüchen beziehungsweise menschlichen Ausdünstungen. Fangen wir vorn an:

Seit einigen Jahren werden Freunde und Freundinnen von Historienshmökern überhäuft mit immer neuen Figuren. Da entfällt einem doch glatt, was man im Geschichtsunterricht in der Schule gehört hatte. Würde da doch irgendwie nur das eher „finstere Mittelalter“ besprochen, das durch Kreuzzüge auffiel oder die Pest und Heinrich den Löwen, der seinen Feinden vielleicht auch eine Pest war, oder durch seinen Verwandten Barbarossa und dann noch Heinrich des IV. Gang nach Canossa. Ich werfe die Figuren heute wie dermaleinst durcheinander. Und da sie alle tot sind, nehmen sie mir das auch nicht übel.

Wer nichts zu sagen hatte damals, waren die Frauen. Doch erstaunlicherweise wird unsereiner das Leben vor allem dieser einfachen Frauen durch Historienfilme und -romane besonders schmackhaft gemacht. Es fing an mit der Päpstin, wo sich die Autorin wohl noch an die spärlich vorhandene Faktenlage gehalten hatte und ansonsten die Lücken mit Fantasie füllen durfte, weil die Päpstin tot war und sich nicht mehr wehren konnte. (Obwohl ich hier vielleicht einsteigen könnte als Bestsellerautorin mit dem Knüller: „Wie es wirklich war – die Stimme der Päpstin spricht zu uns aus dem Jenseits“...)

Inzwischen füllen sich Kassen und Regale: Neben die Päpstin reihen sich jetzt die Herrin der Burg, die Wanderhure, die Kastellanin, die Sündenheilerin, die Kastratin, die Wanderapothekerin, die Kerzenzieherin – und in naher Zukunft sicher auch die Strippenzieherin, die Rasenmäherin oder die Tretrollerfaherin. Besonders die Schriftstellerin Iny Lorentz* hat erkannt, welche Chance in einer Familiengründung liegt: Sie schreibt fort und fort mit der Tochter der Wanderhure, der Tochter der Sünde, dem Vermächtnis der Wanderhure, der Rache der Wanderhure, der List der Wanderhure, und in 100 Jahren wird ihre Urenkelin, die natürlich „Das Vermächtnis der Iny Lorentz“ schreibt und verwaltet, in der heutigen Generation angekommen sein und das 21. Jahrhundert ebenfalls als „Mittelalter“ präsentieren. Ich stelle mir vor, wie künftige Generationen, Enkel und Urenkel, wohl staunen werden, wenn sie die Relikte dieser Romane finden: Wie bunt und toll das Mittelalter war. Lauter starke Frauen, von denen man komischerweise vor Jahrhunderten noch gar nichts gewusst hatte...

* *Sie ist in Wirklichkeit ein Schriftsteller-Ehepaar: „Iny Lorentz ist eines der Pseudonyme des deutschen Schriftstellerehepaares Iny Klocke und Elmar Woblrath“, heißt es bei Wikipedia.*

Was mich aber viel mehr interessieren würde, wären mal die wirklich menschlichen Sorgen und Nöte, von denen das menschlich-zwischenmenschliche Dasein geplagt wird und ich nichts in Romanen und Filmen erlebe: Da werden schweißtreibende Schlachten gefochten und hinterher nach fünf Wochen staubiger Heimreise die Geliebten in die Arme geschlossen, als hätte sich der Geruchssinn erst in der Neuzeit entwickelt. Welche Rezepte gab es damals gegen Mundgeruch, Schweißgeruch, Fußgeruch und alles, wogegen sich die heutigen Helden und Heldinnen der Gegenwart alles wappnen? Die Schlachten werden bei uns heute täglich im Badezimmer ausgefochten im Kampf gegen Gerüche, fettiges Haar, schuppige Haut, Hornfüße, wuchernde Fingernägel mit Trauerrändern, Pilzbefall und derlei Ungemach mehr. Kein Wort davon in den Historienschinken. Nie erleben wir, wie der Held heimkommt und die Geliebte in Ohnmacht fällt, weil er drei Meilen gegen den Wind riecht. Nein, sie Herzen und küssen sich, als seien sie frisch aus der Dusche gekommen. Na, vielleicht bin ich ein bisschen altmodisch. Oder vielmehr neumodisch? Allerdings muss man sagen, dass in unserer geduschten Gegenwart nur der Konsum von Tabak, Knoblauch und Zwiebeln die Idylle erheblich stört. Das macht echt alles zunichte, liebe Leute.

Nehmen wir zum Beispiel diese Geschichte: Der Fantasy-Historienfilm „Der Tag des Falken“ ist gänzlich der narrativen Gedankenfreiheit gewidmet. Die Fans stören sich nicht daran, dass Fantasie und Historie vermengt werden, auf dass es eine Freude ist: Der schwatzhafte, Selbst- und Gottgespräche führende Kleindieb Philip, der Ritter Navarre (nachts ein reißender Werwolf) und seine unerreichbare Geliebte Isabeau (tags ein flinker Falke). Ein neidischer Gottesmann hat es so gewollt: Der Bischof höchstselbst hat sie solcherart verflucht, nie zur gleichen Zeit Mensch sein zu dürfen, weil er selbst Isabeau bekommen will. Der Fluch kann sich nur lösen, wenn ihm die beiden in Menschengestalt, und zwar zur Gelegenheit einer Sonnenfinsternis, gegenübertreten.

Ein geläuterter Mönch im Film muss Isabeau als verwundeten Falken pflegen. Erstaunlich, dass ihm die Kräutlein Silberraute, Rosmarin und Thymian dabei helfen. Bei mir lindern die letzteren bloß Erkältung und schmecken als Gewürz auf meinem Tomatenbrot. Während dramatisch der Pfeil aus dem Busen der nächtlichen Isabeau gezerrt wird, windet sich der böse Bischof, als



because

He's yours, and you
What fabulous fun, l
Don't let anything m
charm every day with
away odor... dries a
if you're nice-to-be-m

VETO is for you
in more ways than one



you are the very air he breathes...

know it. It's love, and you show it. Being female, at a time like this! ...near this moment. Double check your VETO...the deodorant that drives away perspiration worries. (Remember, next-to...next to nothing is impossible!)



„Einen Hang zum Pessimismus“

Vor 450 Jahren starb der Astrologe Nostradamus
VON NINA SCHMEDDING (KNA)

ANGEBLICH HAT ER HITLERS MACHTERGREIFUNG vorausgesagt. Und ebenso den Anschlag auf das World-Trade-Center am 11. September 2001. Ob die rund tausend vierzeiligen Verse des weltberühmten Astrologen Nostradamus tatsächlich Zukunftsprognosen bis ins Jahr 3797 enthalten, ist nach Ansicht von Experten indes mehr als fraglich. Vor 450 Jahren, am 2. Juli 1566, starb der französische Arzt Michel de Nostredame in Salon-de-Provence.

Zeichen seiner übersinnlichen Verbindung zu ihr, in Krämpfen im Bett. Wahrlich erschütternd.

Bei der Flucht Isabeaus vor den Schergen kreischen die Geigen schaurig im Stakkato, bei der Jagd nach dem nächtlichen Werwolf Navarre quiet-schen drohend die Trompeten auf. Bei Eisenbruch im See, wo der Wolf Navarre in hellster Dämmerung gerettet werden muss, überrascht wahrlich, dass sie das minutenlange Gezappel im Eiswasser und Schneekälte alle ohne zu erfrieren überleben in den nassen Klamotten. Ja, der liebe Herrgott lässt doch bei seinen Getreuen immer wieder Zeichen und Wunder geschehen, vor allem im Film, wo der Regisseur den lieben Herrgott mimt.

Beim Showdown in der Kirche muss Navarre gegen die Helfershelfer des Bischofs kämpfen, während der böse Gottesmann im Hintergrund lauernd das Geschehen beobachtet. Doch ach, bald trifft ihn das fleißige Schwert des wackeren Navarre, und der Unhold haucht seinen letzten Atem aus. Und Isabeau fliegt in den heiligen Hallen in Navarres stinkige Schweißarme und schreit fröhlich: „Ich liebe dich!“ Na, Hauptsache. Was mir hier die philosophische Frage eröffnet, ob Liebe nun durchs Herz, durch den Magen oder durch die Nase geht. ■

Foto: cloth098, „1957 Veto Deodorant“, Flickr.com
(Creative Commons License)

Als „interessanten, klugen, aber nicht in sich gefestigten Mann“ beschreibt Nostradamus-Experte Bernd Harder von der Gesellschaft zur wissenschaftlichen Untersuchung von Parawissenschaften den Universalgelehrten. „Er hatte einen Hang zum Pessimismus.“ Nostradamus studierte in Avignon humanistische Wissenschaften und ab 1525 Medizin in Montpellier. Zeitweilig war er Leibarzt Karls IX. und erwarb sich im erfolgreichen Kampf gegen die Pest allgemeine Anerkennung. Außerdem galt er als bevorzugter Berater von König Heinrich II. und seiner Frau Katharina von Medici.

Astrologische Berühmtheit erlangte der Gelehrte 1555, als er den Tod Heinrichs II. weissagte:

*Der junge Löwe wird den alten überwinden
Auf kriegerischem Felde durch Einzel-Zweikampf:
In Goldenem Käfig wird er ihm die Augen ausstechen,
Von zwei Brüchen der erste,
dann sterben eines grausigen Todes.*

Vier Jahre später, am 1. Juli 1559, schien sich die Prophezeiung tatsächlich zu erfüllen: Bei einem Wettstreit zwischen Heinrich II. und dem Grafen Montgomery





Bild: „Fray Bartolomé de las Casas“, Felix Parra (1845-1919), Museo Nacional de Arte, Mexiko-Stadt

durchdrang die Lanze das Visier des Königs, durchstach sein Auge und tötete ihn.

Hellseher?

Hauptproblem bei dieser und allen anderen Weissagungen des Franzosen: Die Prophezeiungen können immer erst im Nachhinein erklärt werden. „Und dann werden sie beliebig mit Sinn aufgeladen“, so Harder. „Da sie offen und vage formuliert sind, ist es schwierig, sie zu widerlegen.“ Warnen konnten die sogenannten Centurien bisher vor keiner Katastrophe – nicht vor dem amerikanischen Bürgerkrieg, nicht vor der Atombombe auf Hiroshima und nicht vor dem Attentat auf John F. Kennedy.

All diese Ereignisse wurden Nostradamus erst als Weissagungen in den Mund gelegt, als es bereits zu spät war. Die für Juli 1999 angekündigte Prophezeiung „ein großer König des Schreckens“ fahre vom Himmel herab, galt etwa zuerst als nahende Apokalypse. Später, als die Welt nicht untergegangen war, wurde sie als bildhafte Umschreibung der Sonnenfinsternis erklärt.

Warum trotz dieser Widersprüche viele Menschen geneigt sind, an die Prophezeiungen zu glauben, hat nach Ansicht des Experten unterschiedliche Gründe: Dazu gehört die Lust am Rätseln genauso wie die Faszination, Geheimwissen in den Händen zu halten. Für viele Nostradamus-Anhänger hat der Glaube an einen Fahrplan

für das Weltgeschehen auch eine psychologisch-beruhigende Wirkung.

Der Astrologe selbst hat übrigens nie behauptet, hellseherische Kräfte zu besitzen, auch wenn er nach eigenem Bekunden durch göttliche Offenbarungen zu seinen Versen kam. Harder wertet die Zeilen des Nostradamus als Spiegelbild des 16. Jahrhunderts: Bauernaufstände, Reformation, die erste Weltumseglung sowie die Pest und andere Seuchen verunsicherten die Zeitgenossen. Nostradamus' Centurien sollten seinen eigenen apokalyptischen Ängsten Ausdruck verleihen.

Bei so viel Deutungsfreiheit ist es nicht verwunderlich, dass manche Auslegungen der Nostradamus-Anhänger unfreiwillig komisch wirken. So soll folgender Vers der VI. Centurie den Sturz von Ex-Bundeskanzler Helmut Kohl vorausgesagt haben: „Um den großen Durst zu löschen, wird der Große aus Mainz seiner Ämter enthoben. Die von Köln werden sich so laut beklagen, dass der große Hintern in den Rhein gestürzt wird.“

Auch dass die Erde sich 2016 immer noch weiterdreht, sei laut einschlägigen Wahrsagerportalen nicht unbedingt zu erwarten gewesen, so Harder. Frei nach Nostradamus ging man in den Vorhersagen für 2015 nämlich davon aus, dass der Dritte Weltkrieg beginnt, mindestens aber „eine elfjährige Periode der Wasserverseuchung“, und wenn nicht das, dann tauche aber ganz bestimmt ein „sehr unbeliebter Religionsführer“ auf. ■



Alte Hybris in der Neuen Welt

Zum 450. Todestag von Bartholomé de Las Casas

VON ALEXANDER BRÜGGEMANN (KNA)

WANN IST EIN MENSCH ein Mensch? Diese Frage beschäftigt die westliche Welt aktuell meist unter dem bioethischen Gesichtspunkt von künstlicher Befruchtung, Klontechniken und Abtreibungsgesetzen. Und es sind nicht zuletzt die Päpste des 20. und 21. Jahrhunderts, die den Schutz des Lebens in den Mittelpunkt vieler ihrer Ansprachen und Dokumente gestellt haben.

Unterdrückung im Namen der Kirche

Als im Juni 1537 Papst Paul III. (1534-1549) das Wort ergriff, war der Fokus ein anderer. Der Farnese-Papst, der ansonsten vor allem als Kunstmäzen in die Geschichte eingegangen ist, verbot in seiner Bulle „Sublimis Deus“ jede Form von Sklaverei. Er schlug damit einen wichtigen Pflock ein, den der Kirchenhistoriker Hans-Jürgen Prien als eine „Magna Charta des Völkerrechts“ bezeichnet hat.

Die Entdeckung der „Neuen Welt“ durch Christoph Columbus 1492, ihre Eroberung und die

Unterwerfung ihrer Ureinwohner gingen einher mit Praktiken, die heute als schwerste Menschenrechtsverletzungen gewertet werden. Die spanische und die portugiesische Krone wollten schnelles Gold, und auch die adligen Kolonialherren und westlichen Abenteurer wünschten sich möglichst rasch zu bereichern, ohne sich selbst die Hände schmutzig zu machen. Was lag da näher als Zwangsarbeit und Versklavung der indigenen Bevölkerung, die man wegen der eigenen technischen Überlegenheit eh als minderwertig anzusehen bereit war.

Auch theologisch ließ sich für diese vermeintliche Minderwertigkeit argumentieren. Die angebliche „Faulheit“, die den Einheimischen als Topos zeitgenössischer Quellen attestiert wird, galt in der mittelalterlichen Scholastik nicht nur als ein Fehlen der Tugend des Fleißes, sondern als eine schwere Sünde.

Zwar entstammte eine solche Sichtweise weniger der Bibel als vielmehr der Tradition spätantiker monchischer Askese. Doch ließen sich damit Freiheitsentzug und Zwangsarbeit trefflich christlich bemänteln: Der Indio als „sprechendes Tier“

wurde durch den Christenmenschen zivilisiert und also zum Besseren geführt. Nebenbei war es so möglich, in kürzester Zeit ein funktionierendes Handelssystem mit maximalen Gewinnen und gutem Gewissen zugleich zu etablieren.

Widerstand

Zwar stand „die Kirche“ – und was Anderes waren jene Christen, die dort an vorderer Front agierten? – allzu oft aufseiten der Unterdrückten. Und es gab auch noch in späteren Jahrhunderten südlich des Äquators Bischöfe und Klöster, die sich selbst Sklaven hielten. Doch gab es auch bereits zu Beginn der christlichen „Mission“ in Lateinamerika wichtige Stimmen, die sich vehement gegen die zivilisatorische Hybris stemmten

und der christlichen Mission ein menschliches Gesicht zu geben versuchten. Der wohl bekannteste ist der Dominikaner Bartholomé de Las Casas (1484/85-1566), erster Bischof von Chiapas, dessen 450. Todestag dieser Tage begangen wird.

Ein wichtiger Meilenstein dieses frühen kirchlichen Einsatzes für die Menschenrechte ist die Bulle „Sublimis Deus“, die später auch zur zumindest offiziellen Position am spanischen Kaiserhof wurde. Paul III. besteht darin auf der Freiheit der „Indianer“ und erklärt alle Versklavung für ungesetzlich. Wie alle Völker der Erde seien die Indios „wirkliche Menschen“. Und als solchen dürfe man ihnen nicht Freiheit und Besitz rauben. Infolge ihrer Freiheit vor Gott und dem Gesetz stand den

Ureinwohnern auch das Recht zu, sich taufen zu lassen. Das Dokument hielt ferner Missionare an, die Bevölkerung der Neuen Welt durch Verkündigung und gutes Beispiel zum christlichen Glauben einzuladen.

Den Interessen der Siedler freilich lief eine solche Brüderlichkeit unter den Kindern Gottes zuwider und fern von Rom war es ihnen ein Leichtes, sie zu unterlaufen und zu diskreditieren. Schwer wog in den folgenden Jahrhunderten auch die immer weiter verbreitete Praxis, anstelle einer Versklavung der Indios zu Hunderttausenden kräftige Negersklaven aus Afrika zu importieren und in Amerika zu verheizen – ein Vorgehen, das übrigens 1515 auch noch de Las Casas befürwortete. ■

Das orthodoxe Konzil

VON MAJA WEYERMANN

DAS ORTHODOXE KONZIL auf der griechischen Insel Kreta ist mit der Schlussversammlung am Samstag, 25. Juni, zu Ende gegangen. Die Delegierten aus zehn eigenständigen orthodoxen Kirchen haben sechs Dokumente beraten und im Konsens verabschiedet.

Besonders kontrovers und langwierig war die Diskussion über das zuletzt behandelte Papier zu den Beziehungen der orthodoxen Kirche zur übrigen christlichen Welt. Dabei ging es vor allem darum, ob die nichtorthodoxen Kirchen auch als „Kirche“ bezeichnet werden sollten.

An der Schlussversammlung waren auch die 15 eingeladenen „Beobachter“ aus anderen Kirchen wieder zugelassen. Unter ihnen waren der Erzbischof von Utrecht, Dr. Joris Vercammen als Präsident der Internationalen Alt-Katholischen Bischofskonferenz, der vatikanische „Ökumeneminister“, Kardinal Kurt Koch, und der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm.

Der Ökumenische Patriarch Bartholomaios I. von Konstantinopel bezeichnete das Konzil als „großes Ereignis im Leben der orthodoxen Kirche“. An die ökumenischen Gäste gewandt, brachte er seine Dankbarkeit über ihre Anwesenheit und für ihre Gebete zum Ausdruck. „Wir alle bestätigen den Wert des Dialogs mit allen christlichen Kirchen“.

Dokumente werden später veröffentlicht

Weder die Texte der sechs Beschlüsse noch die abschließende „Enzyklika“ und die kürzere „Botschaft“ des Konzils sind bisher in der Endfassung veröffentlicht. Das liegt vor allem an der Schwierigkeit, die jeweiligen Texte in den vier offiziellen Konzilsprachen Griechisch, Russisch, Englisch und Französisch vorzulegen. Die Dokumente müssen zudem von allen offiziellen Delegierten in allen vier Sprachen unterzeichnet werden.

Bei den beschlossenen Dokumenten geht es zum einen um innerorthodoxe Fragen wie die Ordnung der weltweiten orthodoxen Diaspora und die Regelung des Autonomiestatus einer Landeskirche; festgeschrieben werden auch die Fastenregeln und Bestimmungen zum Sakrament der Ehe und seiner Hindernisse. Zum anderen geht es um die Weltverantwortung der orthodoxen



Kirche in der Gegenwart und um das „Ökumenismus“-Papier.

Charakter eines „pan-orthodoxen“ Konzils beeinträchtigt?

Überschattet wurde das seit mehr als fünf Jahrzehnten vorbereitete Konzil durch die kurzfristige Absage von vier Kirchen, darunter die Russisch-Orthodoxe Kirche, der mehr als die Hälfte aller orthodoxen Gläubigen weltweit angehören.

Die Teilnehmer in Kolymvari hoben hervor, dass dies nach ihrem Verständnis den Charakter eines „pan-orthodoxen“ Konzils nicht beeinträchtigt. Die fehlenden Kirchen hätten an allen Texten in der kompletten Vorbereitungsphase mitgearbeitet und die vorliegenden Entwürfe mitgetragen. Auch während der Beratungen wurde auf die Abwesenden Rücksicht genommen und – wenn auch inoffiziell – mit ihnen kommuniziert. ■

Maja Weyermann ist Informationsbeauftragte der Internationalen Alt-Katholischen Bischofskonferenz

Foto: Xp. Μπίτινης / Romfea.gr



Sommerzeit

VON JUTTA RESPONDEK

ZEIT ZUM BLÜHEN
zum Wachsen und Reifen
zum Leben und Lieben
zum Hoffen und Sehnen
zum Tanzen und Singen
zum Empfangen und Geben
zum Begegnen und da Sein
zum Zuhören und Mitteilen
zum Umarmen und Stärken
zum Wandeln und Erneuern
zum Aufbrechen und Weitergehen

Zeit zum Danken
für alles Erleben
für Gelingen und Vollbringen
für Vergeben und Versöhnen
für Treue und Weggemeinschaft
für alles Miteinander Füreinander
für Gottes Atem in allem was lebt
für Himmels Segen und Geistes Kraft
für die Blumen am Wegrand
für Sonne und Wolken
für Licht in der Nacht



Amsterdam

kurz & bündig

Peter-Ben Smit zum Professor berufen

PROF. DR. PETER-BEN SMIT, DER IM RAHMEN DES Alt-Katholischen Seminars an der Universität Utrecht die Außerordentliche Professur für Alt-kirchliche Kirchenstruktur und Alt-Katholische Theologie innehat, wird ab 1. September 2016 Ordinarius für „Kontextuelle Bibelinterpretation“ an der Freien Universität Amsterdam. Diese Position wird seine bisherige Dozentur für Neues Testament an der Universität ersetzen.

Smit bleibt Außerordentlicher Professor in Utrecht, assistierender Priester in der alt-katholischen Gemeinde Amsterdam und Dekan des Bistums Haarlem, eine Funktion, in die er vor Kurzem von seinen Kollegen gewählt worden ist. Er ist auch einer von drei Kandidaten für die Ehrung als „Theologe des Jahres“ 2016 in den Niederlanden.

Bonn

Before I die...

BEFORE I DIE, I WANT TO...“, SO NENNT SICH ein inzwischen international gewordenes Projekt. Die ursprüngliche Idee stammt von der amerikanischen Künstlerin und Stadtplanerin **Candy Chang**. Nach dem Verlust eines nahen Angehörigen gestaltete sie die erste beschreibbare interaktive Wand auf einem verlassenen Haus in New Orleans, USA, und versah sie mit der Aussage „Bevor ich sterbe, möchte ich...“. Sie forderte ihre Nachbarn und Nachbarinnen auf, sich zu beteiligen und ihre Wünsche und Hoffnungen auf der Wand zu hinterlassen. Mittlerweile wurde diese Idee in über 60 Ländern aufgegriffen. Eine solche Wand steht nun auch in der Namen-Jesu-Kirche; durch die Interaktion der einzelnen Texte und durch die Gespräche, die sich aus den Aussagen ergeben, schafft *Before I die...* einen Begegnungsort.



↑ Šumperk/Mährisch Schönberg (Tschechien)

Treffen des Internationalen Arbeitskreises Diakonie und Mission

MITTE JUNI TRAFEN SICH DELEGIERTE AUS Deutschland, den Niederlanden, der Schweiz, Österreich, Polen, Kroatien und Tschechien sowie Dirk Jüttner aus London als Kontaktperson zu Sayuni (Tansania) zum Austausch in Šumperk (Mährisch Schönberg) in Tschechien und um sich gegenseitig ihre Arbeit vorzustellen. Das Projekt *Sayuni* ist ein gemeinsames Projekt, das weitergeführt werden soll. Die Ortsgemeinde – sie ist mittlerweile von 10 Mitgliedern wieder auf 50 angewachsen – hat die Teilnehmenden herzlich aufgenommen und am Samstagabend zum Grillen in den Pfarrgarten eingeladen.



↑ Regensburg

Oberbürgermeister am alt-katholischen Weinstand

ANLÄSSLICH DER WIEDERBELEBUNG DES Straßenfestes an der Kirchmeierstraße in Regensburg leistete die Regensburger Gemeinde mit ihrem Weinstand einen Beitrag zu Verköstigung und guter Stimmung. Auch Oberbürgermeister **Joachim Wolbergs** stattete dem Weinausschank gut gelaunt einen Besuch ab, ebenso wie die Werbegemeinschaft Kirchmeierstraße, die das Fest organisiert hatte. Mit der Teilnahme an solchen Straßenfesten will sich die Gemeinde in der Öffentlichkeit präsentieren und ihre Finanzen aufpolieren.

Bottrop →

Firmung mit Glockenweihe

SO WAS GIBT ES NICHT ALLE TAGE: AM LETZTEN Sonntag im Juni wurden nicht nur Dr. **Ulf Karwelies** und **Mats Urban** aus der Gemeinde Münster und **Jan Hendrik Pötter** aus der Gemeinde Bottrop gefirmt, sondern zugleich wurde die Glocke geweiht, die jetzt nach der Restaurierung des Kirchtürmchens läuten soll. Die Glocke, Baujahr 1904, muss noch um Läutearm und Läuteseil – es soll wie früher von Hand geläutet werden! – ergänzt und dann im Kirchtürmchen angebracht werden, was in absehbarer Zeit geschehen soll. ■



↓ Münster

Erstkommunion am Himmelfahrtstag

JEREMIAS THELEN, LINUS KÄMPER UND LOUISA Wittkemper (v. l. n. r.) feierten den Festgottesdienst mit ihren Familien und der Pfarrgemeinde in der evangelischen Jakobuskirche. Im Anschluss blieben alle noch im benachbarten Gemeindehaus zu einem kleinen Imbiss beisammen, bevor sich die Kinder wieder auf den Weg machten, um mit ihren Familien weiterzufeiern. ■

↑ Nürnberg

Besuch in Hereford

AUF GROSSES INTERESSE STIESS DIE ANGLIKANISCHE Partnergemeinde der Nürnberger Gemeinde im Westen Englands: Eine große Delegation besuchte die Freunde in der anglo-katholischen Pfarrei All Saints in Hereford. In dem sehr gut organisierten Programm führte besonders ein Gespräch die Partnerschaft weiter, in der die Gemeinden sich gegenseitig über aktuelle Herausforderungen und Schwierigkeiten berichteten. Höhepunkte waren ein festlicher Abend im gemeindeeigenen Café im hinteren Teil der Kirche und der gemeinsame Sonntagsgottesdienst. Unabhängig vom Ausgang der Brexit-Abstimmung wurden die nächsten Schritte und der Gegenbesuch aus Hereford verabredet. ■





Anglikanisch– Alt-Katholischer Rat

DER ANGLIKANISCH–ALT-KATHOLISCHE Internationale Koordinierende Rat kam im Juni im belgischen Gent zusammen. Auf der Tagesordnung standen: Reflexionen über das Wesen und die Bedeutung der *Full Communion* der beiden

Köln

Sitzung der IBK

AUS DEM COMMUNIQUÉ DER IBK

VOM 13. BIS 17. JUNI 2016 TAGTE DIE INTERNATIONALE Alt-Katholische Bischofskonferenz (IBK) in Köln. Zum ersten Mal konnten die Bischöfe in ihrer Mitte den neuen Bischof der österreichischen Kirche, Dr. Heinz Lederleitner, willkommen heißen. Verabschieden mussten sie ihr langjähriges Mitglied Dusan Hejbal, den bisherigen Bischof der tschechischen Kirche, der im Juli dieses Jahres in den Ruhestand gehen wird.

Schwerpunkt der Beratungen war die Auseinandersetzung mit dem Thema „Sakrament“. Prof. Dr. Jürgen Werbick aus Münster und Dr. Adrian Suter aus Schönenwerd (Schweiz) referierten über die Themen „Sakrament und Sakramentalität“ sowie „Gottes Werk im Menschenwerk“ und zeigten darin nicht nur die Geschichte der Entwicklung der Sakramente auf, sondern insbesondere die Komplexität und Problematik im heutigen Verständnis der

Kirchengemeinschaften; aktuelle Entwicklungen in den beiden Gemeinschaften; Information über Entwicklungen der bilateralen and multilateralen ökumenischen Beziehungen, in die beide Gemeinschaften involviert sind; Überlegungen zu konkreten Vorschlägen bezüglich der Zusammenarbeit der anglikanischen und alt-katholischen Kirchen in Kontinentaleuropa. Erzbischof **Joris Vercammen** und Bischof **Pierre Whalon** informierten ausführlich über das Konzept einer *Missionary Alliance in France*. ■

Sakramente, sowohl in den verschiedenen Kirchen als auch im Bewusstsein der Menschen.

Die lang andauernde Diskussion sowohl mit den Referenten als auch später der Bischöfe untereinander machte bereits deutlich, dass die Frage nach Sakrament und Sakramentalität derart komplex ist, dass sie eines intensiven Nachdenkens und Gesprächs bedarf, um ein historisch gewachsenes Verständnis in der heutigen Zeit in Erinnerung zu bringen und neu für unsere Welt zu deuten.

Dabei ist die Frage nach einer Sakramentalität gleichgeschlechtlicher Partnerschaften zwar mit Anlass für die Auseinandersetzung mit diesem Thema, andererseits zeigte die Diskussion jedoch schon jetzt, dass beginnend bei der Taufe über die Firmung bis hin zur Ordination im Blick auf das Verstehen des Sakramentes noch zahlreiche Fragen beantwortet werden müssen. Die IBK hat daher beschlossen, Sakrament und Sakramentalität zum Schwerpunktthema der nächsten Beratungen zu machen.

Weiterhin wird sich die nächste Konferenz auch mit den Fragen und Riten rund um die Segnung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften in den Kirchen der Utrechter Union befassen, in diesem Zusammenhang im Kontext des Schwerpunktthemas auch mit der Frage der Sakramentalität einer solchen Segnung.

Der Rezeptionsprozess des Dialogs zwischen den alt-katholischen Kirchen der Utrechter Union und der *Mar Thoma Syrian Church* ist in den verschiedenen Kirchen eingeleitet. In der Schweizer Kirche wird dazu im Frühjahr 2017 eine Fachtagung in Zusammenarbeit mit dem christkatholischen Departement der Universität stattfinden. Von Seiten der Mar-Thoma-Kirche sind ebenfalls noch einige Fragen offen, die möglicherweise am Rande dieser Fachtagung, zu der Vertreter der Mar-Thoma-Kirche eingeladen werden sollen, erörtert werden können.

Erfreulich ist zu vermerken, dass Erzbischof Joris Vercammen direkt im Anschluss an die Konferenz nach Kreta zum pan-orthodoxen Konzil gereist ist, zu dem er eine persönliche Einladung erhalten hatte – ein Zeichen der Wertschätzung und der zwischenzeitlich entstandenen ökumenischen Verbindungen. ■



Köln

Sitzung der Römisch-Katholisch-Alt-Katholischen Kommission

VON URS VON ARX

Die Internationale Römisch-Katholisch-Alt-Katholische Dialogkommission (IRAD) ist Ende Juni zu einer weiteren Sitzung in Köln zusammengetreten – in verkleinerter Gestalt, wie das für die jeweiligen Sommersitzungen die Regel ist. Im Rahmen ihres Auftrags für die zweite Mandatsperiode 2012-2017 diskutierte sie zwei weitere Texte zu Themen, welche in dem 2009 veröffentlichten Kommissionsbericht „Kirche und Kirchengemeinschaft“ im Blick auf eine angedachte Kirchengemeinschaft als „offene Fragen“ identifiziert worden sind.

Ein erster, gemeinsamer Text zum Thema „Die Mariendogmen von 1854 und 1950“ deutet an, wie im Rahmen eines differenzierten Konsenses der kirchentrennende Gegensatz zwischen den mit einem Anathem

(Kirchenbann) verbundenen Lehraussagen auf der einen Seite und deren Verwerfung auf der anderen Seite überwunden werden könnte, insofern dies im Horizont der gemeinsamen west- und ostkirchlichen Verehrung der Gottesmutter geschieht.

Ein zweiter, letztlich nur von der alt-katholischen Seite verantworteter Text zur „Frage der Ordination von Frauen zum priesterlichen Dienst“ referiert zunächst den intensiven und schwierigen Weg zur heutigen Konstellation, wonach der eine (größere) Teil der alt-katholischen Kirchen der Utrechter Union die Weihe von Frauen zum dreigliedrigen ordinationsgebundenen Amt praktiziert, der andere nicht, ohne dass diese Differenz für die Utrechter Union einen kirchliche Gemeinschaft verhindernden Charakter hat. Zudem wird vertieft, warum die Gründe, die im Rückgriff auf biblische und patristische Aussagen gegen die Frauenordination vorgebracht werden, die diese befürwortenden Kirchen theologisch nicht überzeugt haben.

Die Kommission plant, die bisher erarbeiteten Texte – dazu gehören auch zwei Texte zu den offenen Fragen zur Ekklesiologie, nämlich „Das Verhältnis von Ortskirche und Universalkirche“ sowie „Verbindliches Lehren und Unfehlbarkeit“ – und einen noch ausstehenden Text zum Thema „Eucharistie- und Kirchengemeinschaft“ in der ersten Hälfte des Jahres 2017 soweit redaktionell fertigzustellen, dass sie dann auch veröffentlicht werden können. ■

Urs von Arx ist emeritierter Professor für Neues Testament. Zugleich lehrte er Homiletik und Geschichte des Alt-Katholizismus an der christkatholisch-theologischen Fakultät in Bern

Synode der Christkatholischen Kirche der Schweiz in Solothurn

Achtung Frösche, Ohren zu und durch!

VON LENZ KIRCHHOFFER

Mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von rund 13 Minuten pro Traktandum und Untertraktandum eilte die Synode durch ihre Geschäfte. Wichtige, zukunftsweisende Entscheidungen konnten dank der guten Vorbereitung und des sattelfesten Präsidiums innerhalb von kurzer Zeit gefällt werden.

Nicht weniger als 38 Traktanden und Untertraktanden in nur 8¼ Stunden Verhandlungszeit, alle Vorlagen und Anträge wurden – weitgehend diskussionslos – angenommen, kaum ein Bericht kritisiert. Ist das eine augenfällige Effizienz oder etwa nicht?

Man muss vor allem dem Synodenbüro zugute halten, dass es seine Aufgabe souverän erfüllt hat. Der Synodalrat seinerseits hat außerdem derart klare Anträge und Vorlagen präsentiert, dass es nur wenige Rückfragen und Missverständnisse gab. Die Projektion fast aller Texte, über die entschieden werden musste, an eine Leinwand hat die Entscheidungsfindung sicher zusätzlich unterstützt.

Es lagen gewiss keine großen Entscheidungen oder emotional besetzte Themen an, die viel zu reden gegeben hätten. Trotzdem sind am 27. und 28. Mai in Solothurn



Pfr. Lenz Kirchhofer ist leitender Redakteur der christkatholischen Kirchenzeitung „christkatholisch“

wichtige Entscheidungen für die Zukunft der Christkatholischen Kirche gefallen. Allem voran ist hier die Auflösung der liturgischen Kommissionen zu nennen. Auch wenn der kirchliche Leitspruch „ecclesia semper reformanda“ (das heißt „Die Kirche ist stets zu erneuern“) ebenfalls für die Liturgie gilt, so muss auch eine epochale Revision wie die der liturgischen Bücher einmal abgeschlossen werden. Das setzt neue Kräfte frei. Für das Herzblut und das Engagement aller, die irgendwie an der Revision der liturgischen Bücher mitgewirkt haben, kann nicht genug gedankt werden. Der Abschluss der Liturgierevision ist zweifellos ein Meilenstein, der freilich nicht viel zu diskutieren gab.

Relativ still, aber dennoch wegweisend für die Zukunft, entschied sich die Synode zu einer Sammlung für Kinder-, Jugend- und Familienarbeit im Advent.

Dieser diene bisher dem Bistumsopfer als Sammelzeit, ab 2017 ist es neu der September. In einer regen Diskussion wurde die Entscheidung zum Symbolentscheid zwischen einer Kirche mit Menschen oder einer Kirche mit (leeren) Kirchgebäuden stilisiert. Es ist richtig, dass die Synode dem vom Synodalrat vorgelegten Spendenplan zustimmte. Denn es müssen junge Menschen für die Kirche begeistert werden, die letztlich nicht nur irgendwann die Millionen für die Kirchenrenovationen auftreiben, sondern diese auch motiviert angehen und durchziehen.

Zuletzt sei hier noch die Entscheidung erwähnt, dass das Bistum nachhaltiger werden solle. Auch sie schaut

voraus und ist offen für eine zukunftsorientierte und zeitgemäße Entwicklung der Kirche.

Trotz Effizienz und relativ leichten Entscheidungen sei hier doch auch noch gemahnt. Die Synode sollte ihrem Namen keine Ehre machen, indem sie zu allen Anträgen diskussionslos „Ja und Amen“ sagt. Es ist also zu hoffen, dass die Haltung des tauben Frosches nur bedingt Schule macht und auf künftigen Synoden auch Raum für ein angemessenes Ringen um die beste Lösung für die Kirche der Zukunft bleibt. ■



„Wonach ich mich sehne?“

Rhein-Main-Frauentag des baf
VON INGRID KATZENBACH

ZUR FRAGE, WONACH ICH MICH SEHNE, HABEN sich die Frankfurter baf-Frauen Mitte Juni gemeinsam mit Interessentinnen aus Wiesbaden und Offenbach in der Franziskuskirche in Oberursel getroffen.

Wenn du ein Schiff bauen willst, so trommele nicht Männer zusammen, um Holz zu beschaffen, Werkzeuge vorzubereiten, Aufgaben zu vergeben und die Arbeit einzuteilen, sondern lehre die Männer die Sehnsucht nach dem weiten endlosen Meer.

Antoine de Saint-Exupéry

Sehnsucht ist wie ein Segel, das auf den Wind der Hoffnung wartet.

Peter Helbig

Die Sehnsucht lässt alle Dinge blühen, der Besitz zieht alle Dinge in den Staub.

Marcel Proust

Die Strömung der Sehnsucht trägt unser Boot zu neuen Welten.

Michael Plener

Der Stern am Firmament deines Herzens ist ein Bild für die Sehnsucht, die dich treibt. Trau deiner Sehnsucht, folge ihr bis an den äußersten Rand.

Anselm Grün

Mit solchen Bildbeschreibungen versuchen manche bekannten Leute auszudrücken, was sie unter Sehnsucht verstehen. Doch was sind unsere persönlichen Vorstellungen dazu? Auch wir haben Bilder, mit denen wir uns unsere Sehnsüchte veranschaulichen können, ausgewählt und in einem „Sehnsuchtskoffer“ zusammengetragen. Zum Beispiel:

- „Ein paar Turnschuhe“: für die Sehnsucht, dass Bewegung lange möglich ist;
- „ein Herz“: für die Sehnsucht nach Frieden, Hoffnung und Liebe unter den Menschen;
- „ein Vorhängeschloss“: für die Sehnsucht nach Sicherheit;
- „ein Liegestuhl“: für die Sehnsucht nach Gelassenheit und Gottvertrauen;
- „eine Kaffeetasse“: für die Sehnsucht nach Zeit, um Gemeinschaft mit lieben Menschen zu spüren;
- „eine Uhr“: für die Sehnsucht nach Geduld und die Geistesgegenwart, um den Augenblick wahrzunehmen für sich selbst und für andere.

Ein biblischer Impuls war für uns der Text 3 Mose 19,9-18 (zum Nachlesen empfohlen!). Beim Bedenken dieser Sätze haben wir neu entdeckt, dass Sehnsucht ein ständiges Suchen und Fragen ist und bleibt, ein ständiger Lernprozess, mit dem wir niemals fertig werden. Zugleich aber ist sie die Ermutigung und der Motor, bei aller Unzulänglichkeit immer wieder neu unser Leben auf die Weisungen Gottes auszurichten.

Dass wir uns bei diesem Bemühen mit Weggefährtinnen verbunden wissen, war für uns an diesem Tag eine wichtige, frohe und stärkende Erfahrung. Dies durften wir besonders beim gemeinsamen Tanz unter Anleitung von Christine Rudershausen deutlich spüren. Ausdruck des Tanzes: Auf unserem Weg durch das Leben begleiten uns Fragen, Sehnsüchte und Hoffnungen. Wir bringen sie vor Gott mit der Bitte um Verwandlung und Erfüllung, damit wir gestärkt und mutig unsere Alltagswege gehen können. ■

„Ökumene bewegt Frauen — Frauen bewegen Ökumene“

VON CHRISTINE RUDERSHAUSEN

VORNEWEG. DIE ÖKUMENE IST EIN ZUHAUSE FÜR mich. Es ist selbstverständlich geworden, über den eigenen Tellerrand hinaus zu schauen. Ich genieße, mit Menschen aus anderen Konfessionen zu arbeiten, Kirche und Gesellschaft mitzugestalten – und das auf unterschiedlichen Ebenen. Als pastorale Mitarbeiterin und als Seelsorgerin lebe ich Ökumene: verwurzelt in meiner Konfession, offen für die Weite des Glaubens. Als Referentin, vor allem im Bereich Frauen, Spiritualität und Weltgebetstag, aber auch in meiner Arbeit als Bibliodramaleiterin und Bibliologin bewege ich mich überwiegend im ökumenischen Kontext. Diese Vielfalt ist für mich eine große Bereicherung.

So war ich eingeladen, als Vertreterin von *baf* in Mainz dabei zu sein. Dort gab es im Rahmen der Bundesversammlung der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd) am 6. Mai 2016 einen Studientag zum Thema. Kernstück war ein Positionspapier der kfd, das noch einmal neu das unverzichtbare ökumenische Engagement aus der Perspektive von Frauen und Frauenverbänden in den Blick nimmt. Bischof Dr. Karl-Heinz Wiesemann als Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen verwies dabei in seinem Impulsvortrag u.a. auch auf die Charta Oecumenica. Dieses 2003 unterzeichnete Papier ruft die Kirchen zu praxisnaher Zusammenarbeit auf und mahnt, den Dialog auf allen Ebenen zu fördern. Wir Frauen sind überzeugt, dass die Einheit der Kirchen in versöhnter Verschiedenheit möglich ist. Mit Herzblut und Leidenschaft arbeiten wir an der Verwirklichung konkreter Schritte mit.

Das wurde auch deutlich, als wir Vertreterinnen verschiedener christlicher Konfessionen zu Wort kamen. Gefragt nach drei „Schätzen“ des eigenen Verbandes liegt es nahe, darzulegen, dass *baf* für „bewegen – annehmen – feiern“ steht. Doch was heißt das konkret?

„*Bewegen* zur lebendigen Vielfalt“: dass wir zu dem stehen, was uns wichtig ist, und den Mut haben, es aus- und anzusprechen – im Vertrauen darauf, dass wir Frauen dazugehören. Deshalb konnten wir am Pfingstmontag 20 Jahre Frauenordination in unserem Bistum feiern.

„*Annehmen* – dich und mich“: einander in und mit unseren Unterschiedlichkeiten und Begrenzungen Weggefährtin sein, Wertschätzung und Solidarität leben – auch im Zeichen unserer synodalen Kirche.



„*Feiern*“: uns immer wieder dankbar hineinnehmen in die Geschichte Gottes mit uns Menschen – ausgehend von einem weiten und vielfältigen Gottesbild, das sich in Sprache und Liturgie zeigt und ausdrückt.

Auf dem Podium wird spürbar, dass Sichtweisen, Erfahrungen und das Wissen von Frauen wesentlich dazu beitragen, manchmal doch enge und/oder festgefahrene traditionelle Denkweisen zu weiten und Raum zu schaffen für Neues, Kreatives und oftmals Herausforderndes. Mir gefällt dabei einerseits der hoffnungsvolle Blick auf das Gemeinsame, das unseren christlichen Glauben trägt. Andererseits aber auch der Mut, gelebte eucharistische Gastfreundschaft einzufordern und den Blick selbstverständlich über den christlichen Tellerrand hinaus zu weiten hin zum interreligiösen Dialog. Wir sollten nicht müde werden mitzuwirken, dass Kirchen sich mit ihrer je eigenen „Farbe“ einbringen und zu einer bunten ökumenischen Gemeinschaft werden. Gemeinsam können sie eintreten für eine bessere, friedvollere und zärtlichere Welt! Ich bin fest davon überzeugt, dass „Leben und Glauben teilen“ im Grunde genommen nur ökumenisch geht – oder es wird nicht gehen.

Ein eindrückliches Mittagsgebet schließt den Vormittag ab. Wir singen vom Lied, in dem unser Leben erklingt. Uns wichtig gewordene biblische Verse werden hörbar. Sie greifen den Gedanken der ökumenischen Vielfalt auf. Licht breitet sich aus. Wir sprechen einander Gottes Segen zu. Werden zu Schenkenden und Empfangenden. Alle. ■

Christine Rudershausen ist Mitglied der Gemeinde Wiesbaden

Foto: Rechts Christine Rudershausen. Von der kfd/Herschebmann.



Eindrücke aus Leipzig

VON CHRISTINE RUDERSHAUSEN

MIT VORFREUDE IM GEPÄCK UND EINEM Kofferraum voller Materialien für den Stand unseres Bistums auf der Kirchenmeile – so sind wir am Fronleichnamstag auf dem Katholikentag in Leipzig angekommen. Erwartungsvolle Gesichter begegnen uns. „Seht, der Mensch“ – so das Leitwort. Ja, den Menschen sehen, den oder die mir gerade über den Weg läuft. Sie anschauen, wahrnehmen, ein Lächeln schenken. Begegnungen – sie prägen das Bild in Leipzig. Beim Unterwegssein zu Fuß oder in der Bahn, bei Podiumsdiskussionen und Workshops. Und immer wieder auch neugierige Nachfrage. Was ist denn hier los in Leipzig?! Warum laufen hier alle mit „grünen Schals“ umher?! Ich erlebe Schülerinnen, die wissen wollen, warum so ein „Event“?! Ja, warum eigentlich? Ich glaube, es ist wichtig, ab und an in dieser Solidarität zusammen zu kommen, uns zu zeigen als Christinnen und Christen. Miteinander ins Gespräch zu kommen, zu diskutieren, die Stimme zu erheben, den Dialog zu wagen. Und das in einer Stadt, in der Christsein nicht selbstverständlich dazugehört. Vielleicht gerade auch dort.

Das Schöne ist: Der Katholikentag „passiert“ in der Stadt. Mittendrin, nicht am Rand, nicht „ausgelagert“ aufs Messegelände. Mitten unter den Menschen, die hier leben und neben und mit den Menschen vor Ort. Auch sie streifen durch die Kirchenmeilen, entdecken Verbände, Vereine und Gemeinschaften, die Kirche und Gesellschaft mitprägen. Auch da, immer wieder Begegnungen. Wohlbekannte Gesichter aus aktueller Arbeit und aus früheren Zeiten begegnen mir. Wiedersehensfreude pur.

Am Freitag Gelegenheit, selbst beim ein oder anderen Workshop dabei zu sein. Heilsame Klänge für den Alltag ertönen. Im Bibliodrama mit Jakob ringen und sich segnen lassen. Spiritueller Leitungskultur auf den Grund gehen. Inspirationen für zuhause.

Und was für ein Samstag! Die Sonne brennt und lockt die Menschen nach draußen. Mein Dienst am Stand des



Weltgebetstages beginnt. Das farbenfrohe Titelbild des nächsten Weltgebetstages aus den Philippinen lockt mit der Frage: Was ist denn fair? Lebendige Gespräche mit vielen Frauen jeden Alters entwickeln sich. Dabei wird deutlich: Überall feiern Menschen den Weltgebetstag mit großem Engagement und mit Leidenschaft. Es liegt an uns, das Feuer dieser weltweiten Bewegung auch an die Generation jüngerer Frauen weiter zu geben.

Am Nachmittag die Probe, abends der Ökumenische Frauengottesdienst in der großen Propsteikirche, initiiert vom Christinnenrat. Über 600 Menschen sind da. „Seht da, die Frauen!“ Das Evangelium, in dem von zwei Frauen die Rede ist, die Jesus in ganz unterschiedlichen Lebensbezügen begegnen, leitet uns durch die Feier. Eindrücklich die Worte von Frauen und Mädchen aus Leipzig. Sie greifen die Grunderfahrungen des biblischen Textes auf und übertragen sie in ihre Lebensbezüge. Und wir sind mit hineingenommen in Zeiten des „Ausblutens“ und der Perspektivlosigkeit. Aber auch wir entdecken neue Kraftorte und hoffnungsvolle Perspektiven. Die persönlichen Worte gehen unter die Haut. Nicht zuletzt durch die wunderbare musikalische Mitgestaltung durch „Evas Schwestern“ unter der Leitung von Astrid Herrmann.

Der Abend klingt aus beim gemeinsamen Mahl. Am nächsten Morgen geht auch der 100. Katholikentag zu Ende. Erlebtes bleibt. Und die Dankbarkeit, dabei gewesen zu sein. ■

Koblenz

Gemeindefahrt nach Passau

VON HANS EHRLICH

ANFANG MAI VERBRACHTE EINE GRUPPE AUS der Koblenzer Gemeinde St. Jakobus vier sehr schöne Tage bei bestem Wetter auf Einladung der alt-katholischen Gemeinde in Passau. Die Freunde aus der Drei-Flüsse-Stadt hatten ein informatives und unterhaltsames Programm sehr liebevoll und mit viel Sach- und Ortskenntnis zusammengestellt, das trotzdem noch genügend Raum für eigene Erkundungen ließ. Nach

einem sehr eindrucksvollen Rundgang durch die vom letztjährigen Hochwasser arg gebeutelte Stadt und einem Konzert mit der weltgrößten Kirchenorgel (eigentlich fünf Orgeln) im Dom St. Stephan folgte gewissermaßen als Kontrastprogramm eine Fahrt zur Bayerischen Landesausstellung „Bier in Bayern“ in Aldersbach, 30 Kilometer außerhalb der Stadt.

Der Samstag war dann mit zwei zwar sehr unterschiedlichen, aber trotzdem äußerst unterhaltsamen und interessanten Besichtigungen angefüllt: Zunächst ging es im nicht weit entfernten Österreich in das von Trappisten bewohnte und unterhaltene Stift Engelszell, in dem es sich der Abt persönlich nicht nehmen ließ, die Gäste aus Koblenz in die Eigenheiten der Trappisten im Allgemeinen und das Kloster im Besonderen einzuführen. Die Gruppe

aus Koblenz dankte es ihm mit dem spontan angestimmten Kanon „Laudate omnes gentes“.

Völlig anders gelagert war die anschließende Besichtigung des Granitmuseums Hauzenberg (wieder in Deutschland), wobei man sehr tief in die Erdgeschichte eintauchen konnte.

Den feierlichen Abschluss brachte der Sonntag mit einem gemeinsamen Gottesdienst in der wundervoll renovierten Auferstehungskirche am Innsteg. Für Pfarrer Ralf Staymann war dies gewissermaßen eine „Reise in die eigene Vergangenheit“, war er doch, bevor er die Koblenzer Gemeinde übernahm, Seelsorger in Regensburg und Passau gewesen und hatte mit seiner Familie in Regensburg gelebt. Nach dem abschließenden gemeinsamen Grillen und Kaffee-Trinken machten sich die Gäste aus Rheinland-Pfalz auf die mit Staus gespickte Heimreise. ■



Würzburg

Mehr als 50 kamen zum Vortrag

VON TRAUDL BAUMEISTER

AUF GROSSES INTERESSE STIESS DER VORTRAG von Franz Segbers. Der alt-katholische Theologe und Sozialethiker referierte in Würzburg im Buchladen „Neuer Weg“ über das Thema seines neuen Buches „Diese Wirtschaft tötet“. Diese Aussage stammt nicht nur von Papst Franziskus, sondern ähnlich hat sie schon vorher auch der Ökumenische Rat der Kirchen verkündet. Organisiert hatte den gelungenen Abend in erster Linie

das Würzburger Gemeindemitglied Martin Möllmann. Dass die Folgen des Kapitalismus und die Frage, wie man ihm entgentreten sollte, vielen auf den Nägeln brennt, zeigt der breite Unterstützerkreis der Veranstaltung. Neben dem Buchladen waren dies die Rosa-Luxemburg-Stiftung Bayern, Ökopax, der KAB-Diözesanverband und der Kurt-Eisner-Verein. Die Würzburger Gemeindemitglieder freuten sich, dass sie vorher zudem die Gelegenheit zu einem kurzen persönlichen Gespräch mit Franz Segbers hatten. Solche Diskussionen zu den brennenden Themen unserer Zeit, waren sich hinterher alle einig, sollte man in dieser Form öfter wiederholen. Wichtige Kontakte zum Buchladen knüpfte man nach dem Vortrag bei einem ausführlichen Plausch mit den Verantwortlichen des Buchladens. ■

Sehnsucht und Suche — Meine geistliche Heimat

Ausstellung in der Kirche „Christi Auferstehung“ in Köln

VON MARION WENGE

„SEHNSUCHT UND SUCHE – MEINE GEISTLICHE Heimat“; unter dieser Überschrift plant die Kölner Gemeinde die Eröffnung einer Ausstellung in ihrer Kirche „Christi Auferstehung“ am Sonntag, dem 4. September 2016 um 13 Uhr.

Die Ausstellenden sind Menschen, die sich mit ihrer Suche, mit ihrer Sehnsucht, mit ihrer geistlichen Heimat auseinandergesetzt haben: Heimat nicht nur als Herkunftsort, sondern Heimat als der Ort, an dem Geborgenheit gespürt werden kann, wo Menschen verbindlich zu einer Gemeinschaft gehören. Heimat als der Ort, an dem Glück erfahren werden kann...

Es ist nicht die erste Ausstellung in der Kölner Kirche, aber vielleicht die erste, die als Experiment mit ungewissem



Ausgang startete: Würde es genug Teilnehmende geben? Würde das Thema „Sehnsucht und Suche - Meine geistliche Heimat“ für Interessierte umsetzbar sein? Melden sich Menschen für die im Vorfeld angebotenen Malworkshops an?

Nun sind alle Werke eingereicht und den Mitwirkenden sei für ihr Engagement gedankt. Ganz unterschiedlich ist der Blick auf das Ausstellungsthema gestaltet worden, und in den Bildern werden die vielfältigen Assoziationen,

die Menschen mit „Sehnsucht und Suche“ verbinden, sichtbar.

Herzliche Einladung zur Ausstellungseröffnung mit musikalischer Einleitung durch Clemens-Maria Bernd Malecha (Orgel) und Rainer Müller-Rensing (Oboe) in der alt-katholischen Kirche an der Jülicher Straße!

Nähere Informationen und die Bildergalerie zur Ausstellung finden Sie auf der Homepage:

<http://sehnsucht-und-suche.jimdo.com>. ■

der dann, wenn eines Tages das Phänomen doch erklärt werden kann (das ist in den letzten Jahrhunderten oft passiert!), überflüssig wird.

Wir sollten größer von Gott denken! Warum sollte Gott seine Wunder gegen seine von ihm selbst geschaffenen Naturgesetze vollbringen und nicht innerhalb dieser Gesetze? Die Geburt eines Menschen z. B. ist, obwohl medizinisch-naturwissenschaftlich erklärbar, immer ein Wunder, das uns Staunen und Dank abringt.

Im Rahmen eines Leserbriefes ist es unmöglich, auf alle Fragen, die Gregor Bauer angeschnitten hat, einzugehen. Vielleicht könnte man eine ganze Ausgabe von „Christen heute“ einmal diesem Thema widmen. Ich setze dabei auf eine gläubige Vernunft und zugleich auf einen vernünftigen Glauben. Das muss ja kein Gegensatz sein.

Raimund Heidrich, Gemeinde Dortmund

Zum Hirtenbrief von Bischof Matthias Ring „Kirchesein im Spannungsfeld zwischen ich und wir“ in CH 7/2016

„SPERRIGES STEHEN LASSEN“, „FÜLLE CHRISTLICHER Tradition“, „persönliche Glaubensarchitektur“ in Auseinandersetzung ohne Anspruch der Exklusivität – das lese ich als Ermutigung und Befreiung. Warum die Liturgie der Ort sein soll, an dem diese grundsätzliche Offenheit infrage zu stellen ist, kann ich nicht nachvollziehen: Sie ist gerade der Ort und die Zeit, da die Verschiedenheiten der Teilnehmenden, das Suchen und Zweifeln zur Sprache kommen können. Das ist keine Zumutung, sondern Zu-Mutung, es kann Mut machen, zu seinem persönlichen Weg zu finden und zu stehen. Wiedererkennbarkeit liegt nicht alleine in den Ausformungen und Inszenierungen eines Rituals, sondern in der Bereitschaft, sich – gemeinsam – dem Anspruch des Evangeliums als Zu-Spruch zu stellen.

Andreas Hoffmann, Düsseldorf

Anstelle eines Leserbriefs

AUF DIE VIELEN BEITRÄGE ZUM THEMA ISLAM UND DIE Reaktionen auf seinen ersten Leserbrief hat Herr Daling aus Wiesbaden einen zweiten, sehr ausführlichen Leserbrief verfasst. Die Redaktion zieht es vor, ihn nicht zu veröffentlichen. Herr Daling schreibt nun, er schlage vor, wenigstens mitzuteilen, „dass Harry Daling eigentlich noch einen zweiten Leserbrief geschrieben hat, der aber wegen divergierender Meinung mit der Redaktion nicht veröffentlicht wird“ – ein Wunsch, dem wir gerne nachkommen.

Gerhard Ruisch für die Redaktion



Zu den beiden Artikeln „Was soll der Zirkus“ und „Die ausgebaute Handbremse“ (Ansichtssache) in Christen heute 3/2016

IM MÄRZHEFT HAT MICH DER ERSTE ARTIKEL VON Francine Schwertfeger beeindruckt, die so offen über die Wandlung in ihrem Glauben spricht und sich auch getraut, dazu zu stehen, dass die Vorstellungen von Karma und Reinkarnation ihr geholfen haben, Sinn im Leben zu finden.

Weniger einverstanden bin ich mit ihren Ausführungen in ihrem zweiten Artikel („Die ausgebaute Handbremse“). Sie schreibt: „Nach kirchlicher Definition ist mit der Vereinigung von Ei- und Samenzelle ein neuer Mensch entstanden.“ Zwar wird diese Meinung tatsächlich seit etlichen Jahrzehnten auch in den Kirchen weithin vertreten und vorab von der römischen Kirche in ihrem Kampf gegen Abtreibungen hervorgehoben („Abtreibung ist Mord“). Eine offizielle Definition im Sinn eines Dogmas ist sie aber zum Glück nicht, denn ich meine, dass damit der materialistischen (reduktionistischen) Sicht des Lebens zu viel Gewicht gegeben und die spirituelle Sicht vernachlässigt wird.

Hansjörg Vogt, Vaglio, Schweiz

Leserbrief zu „Cicero: Ist das echt passiert?“ in Christen heute 7/2016

Gregor Bauer greift in seinem Beitrag „Ist das echt passiert?“ wichtige Fragen unseres Glaubens auf. Offenkundigen Betrug bei „Wundern“ gab es schon in der Antike: Da wurden steinerne Statuen manipuliert und in der Öffentlichkeit regelrechte Wunder-Show-Veranstaltungen abgehalten. Jesus hat das klar abgelehnt.

Aber was ist überhaupt ein Wunder, was macht eine Krankheit aus und was eine Heilung? Darauf gibt im Vergleich zu heute die Antike und erst recht das abergläubische Mittelalter ganz unterschiedliche Antworten. Die heute oft benutzte Deutung, ein Wunder sei ein naturwissenschaftlich unerklärbares Phänomen, eine Durchbrechung der Naturgesetze, ist eine relativ neue Position, die dem biblischen Denken völlig fremd ist. Wir heute können allerdings, wenn wir redlich sein wollen, nicht hinter die Aufklärung zurück.

Was jetzt schon klar ist: Wunder sind nicht einfach Tatsachen, sondern Deutungen von Tatsachen. Was ein gläubiger Mensch auch als Wunder begreift, ist für einen anderen bloßer Zufall oder Spontanheilung. Wenn wir Wunder nur als naturwissenschaftlich unerklärbare Phänomene verstehen, dann wird Gott zum Lückenbüßer,

Wie Kirche an ihrer Sprache verreckt

EINE REZENSION VON THILO CORZILIUS

„**W**AS FÜR EINE SCHEISSE!“ – ERIK FLÜGGE nimmt kein Blatt vor den Mund. Und das ist gut so, denn nur so kann ein Weckruf funktionieren. Und als nichts Anderes kann sein kürzlich erschienenes Buch verstanden werden, dessen vollständiger Titel lautet „Der Jargon der Betroffenheit – Wie Kirche an ihrer Sprache verreckt.“ Die Reaktionen darauf gingen kreuz und quer durch viele kirchliche und soziale Medien.

Flügge war als Jugendlicher kirchlich engagiert und hat anschließend einige Semester Theologie in Tübingen studiert, bevor er das Fach wechselte. Mittlerweile betreibt er eine Gesellschaft für strategische Beratung und berät Spitzenpolitiker im ganzen Land. Er gehört zur Generation Y (um die 30) – und er spürt weiterhin ein Interesse und eine lose Verbundenheit zu Kirche, obwohl sie für seinen Alltag keine Rolle mehr spielt. „Zu alt für die Jugendarbeit und noch nicht bereit für die Familienangebote,“ schreibt er. „Ich bin das verlorene Schaf, nach dem man längst die Suche aufgegeben hat.“

Flügge widmet sich der Tatsache, dass er, seine Generation und viele weitere Menschen in der westlichen Welt nicht mehr von Kirche angesprochen werden. Dabei stellt er die Themen Sprache, Stil und Außendarstellung beziehungsweise Außenwahrnehmung in den Vordergrund. Er prangert pointiert an und wirft Theologinnen und Theologen vor, sich von der Welt abzukapseln. Fehlendes modisches Bewusstsein beispielsweise dient ihm bloß als Einstieg für seinen hauptsächlichen Vorwurf: Theologinnen und Theologen würden sich bewusst nicht für Zeitgeist interessieren. Sie wirkten zumeist aus der Welt gefallen. Sie denken und signalisieren zugleich, dass Äußerlichkeiten nicht so wichtig seien, solange man bei sich selbst stehen bliebe. Und Flügge fragt ungeniert, ob eine solche Haltung nicht rücksichtslos gegenüber denjenigen ist, denen man etwas sagen möchte – und ob sie nicht außerdem eine innere Barrikade sei, um nicht aus der Reserve gehen zu müssen.

Sein Hauptvorwurf richtet sich jedoch an den Gebrauch von Sprache in der Kirche. Theologinnen und Theologen hätten sich in der Verkündigung vielerlei angewöhnt: Sie würden nicht authentisch sprechen. Das beginne bereits bei der seltsamen Betonung, welche die meisten Predigten gleich klingen ließe und mit dem tatsächlichen Sprechen und Reden im alltäglichen Leben wenig gemein hätte. Ebenso wäre eine leiernde Rhetorik voll ständiger Wort- und Satz wiederholungen leider Alltag im Gottesdienst – und vollkommen fehl am Platz. Bereits das Auftreten der meisten Theologinnen und Theologen würde eine Kluft zur Lebenswirklichkeit signalisieren. Und ihre Sprache sei weder mutig oder radikal, noch hätte

sie irgendetwas mit dem Leben zu tun, das außerhalb von Kirche stattfindet. Niemand in der Kirche spreche über Gott und Evangelium auf dieselbe Weise, wie er oder sie es beim Bier in der Kneipe tun würden. Stattdessen würde andauernd mit Bildern und Beispielen hantiert, die niemanden mehr betreffen würden, geschweige denn von den Menschen verstanden würden. Im nahen Osten vor 2000 Jahren war den Menschen bewusst, was ein Samariter, was ein Senfbaum und was Sauerteig waren. Es waren Begriffe aus ihrem Alltag. Und Flügge mahnt, es sei ein fataler Fehler, sie heute immer noch auf dieselbe Weise zu gebrauchen. „Ich habe keine Ahnung, was man mit einem Sauerteig anstellen muss. Wozu auch? – Es gibt sechs Bäcker rund um meine Wohnung.“

Mehrfach betont Flügge, wie peinlich jeglicher Versuch imitierter Jugendsprache stets sei; wie beschämend und kläglich Theologinnen und Theologen versuchen würden, Authentizität zu mimen, wo es keine gäbe. Den Aufruf, am alltäglichen Leben teilzunehmen und sein eigenes kirchliches Leben nicht als Gegenentwurf zu sehen – dieser Aufruf trieft aus jeder Zeile des Buches.

Dabei lässt er sich oft in die Karten blicken. Er ist ehrlich, wenn er auf manch verfahrenere Situation selbst in diesem Moment keine Antwort weiß; er beschreibt seine persönliche Betroffenheit, als ihm ein junger Priester erzählt, dass er selbst eigentlich nicht daran glaube, dass seine Predigten etwas bewirken würden; er thematisiert die Angst von Theologinnen und Theologen, anzuecken, weil im hierarchischen Gefälle von Kirchen schnell ein beruflicher Kopf rollt, wenn sich die falsche Person durch die eigene Verkündigung ans Bein gepinkelt fühlt.

Ja, das Buch versucht, ein Stein des Anstoßes zu sein. Zurecht, wenn man mich fragt, denn es weist darauf hin, dass wir Seelsorgerinnen und Seelsorger selbst zu selten Steine des Anstoßes sind. Erik Flügge streut nicht nur Salz in die Wunde, sondern er massiert es auch noch ein. Seinen Stil, seine direkte Sprache, sein Vor-den-Kopf-Stoßen ist eine Geschmacksfrage und man kann sie sicherlich auch hochmütig oder deplatziert finden. Allerdings hätte dieses Buch in einer anderen Ausdrucksweise nicht geschrieben werden können, denn es wäre nicht ehrlich gewesen und hätte nicht derart direkt vor Augen geführt, wo die Kritik liegt. Der Text ist dicht und thematisiert auf unterschiedlichsten Ebenen, wo Kirche die Menschen nicht mehr erreicht: Sprache, Ritus, Struktur, Distanziertheit, Benimmregeln, fehlender Tiefgang, fehlende Greifbarkeit, fehlende Herausforderung und vieles mehr.

Dieses Buch ist keine Problemlösung für das Dilemma, das immer noch viel zu oft aus einem eingefleischten, aber künstlichen Kirche-Welt-Gegensatz entsteht. Doch es ist – wie eingangs erwähnt – ein Weckruf und beinahe etwas wie eine Pflichtlektüre für alle, die mit christlicher Verkündigung betraut sind.

➔ *Erik Flügge: Der Jargon der Betroffenheit – Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt.*

160 Seiten. Paperback, Klappenbroschur.

16,99 € (D) / 17,50 € (A) / 22,90 CHF



für Sie gelesen



Thilo Corzilius ist Diakon in der Gemeinde Freiburg



Hallo Ihr!

Manchmal ist das Leben seltsam. Ich war heute traurig und müde. Traurig, weil ich am Wochenende bei einer Beerdigung gewesen war und heute (Dienstag) eine Familie aus Syrien begleitet habe. Sie mussten aufs Amt, um zu erzählen, warum sie hier bei uns sein wollen und nicht in Syrien. Traurig war das vor allem, weil die Menschen auf dem Amt nicht so mit meinen Freunden (und allen anderen, die da waren) umgegangen sind, wie ich mir das gewünscht hätte.

Wir mussten alle ganz früh zur gleichen Zeit da sein und sehr lange warten. Da waren ganz viele Kinder dabei, die an dem Tag nicht mit auf den Schulausflug oder zum Sportfest konnten. Und auch nicht Zuckerfest feiern (das ist ein bisschen wie für uns Weihnachten), das Muslime nach dem langen Fasten im Ramadan eigentlich heute feierten. Das lange Warten (so ungefähr wie beim Arzt) machte alle sehr müde.

Aber hinterher sind wir dann gemeinsam essen gegangen – und das war sehr schön und lustig. Und dann fand ich zu Hause auch noch die Mail von Inge und Otto aus Freiburg in meiner Mailbox (also meinem Mail-Briefkasten) und der Tag war endgültig gerettet. Sie schrieben mir, dass sie gerade das neue Heft im echten Briefkasten gefunden haben und sich dann – wie immer! – erst mal (freundlich) darum stritten, wer zuerst lesen darf. Und stellt Euch vor, sie schreiben, dass sie auch als Erwachsene sehr gerne die Kinderseite lesen, so wie etwa die Seite über den neuen Pfarrer. Ich habe mich sehr darüber gefreut und hoffe, dass Ihr es auch einmal schafft, mir zu schreiben. Vielleicht davon, was Ihr gerne mal lesen würdet...

So erreicht Ihr mich

E-Mail traudl.baumeister@gmx.de
WhatsApp 0172/6049 202
Brief Traudl Baumeister
Dorfgraben 3f
97076 Würzburg

Medientipp

Es gibt Bücher, die man gerne liest, danach weglegt und vergisst. Und es gibt Bücher, die einen begleiten. Manchmal ein Leben lang. Das Büchlein, das Susanne Niemeyer übers Leben und Sterben geschrieben hat, gehört zu letzteren. Es ist ein wahres Kleinod, das man immer wieder gerne zur Hand nehmen wird. Ihre einfühlsamen Geschichten wollen vorgelesen, weitergegeben und immer wieder neu entdeckt werden. So wie das der sterbende Großvater und sein Enkel im Buch auch tun. Zwei kleine Beispiele:

„Muss man irgendwann wirklich alles zurücklassen?“ Opa nickt. „Irgendwann braucht man den ganzen Kram nicht mehr!“ Er wirkt nicht besonders traurig dabei... „Weißt Du noch“, fragt Opa... „als wir im Sommer Kaulquappen gefangen haben? Du hast gestaunt, dass sie einfach ihren Schwanz verlieren. Aber als Frosch braucht man keinen Schwanz.“ ... Mir kommt ein komischer Gedanke. „Bist du im Himmel ein Frosch?“

„Weißt Du, was Gottes erstes Wort war?“, fragt Opa... „Gott sagte ‚werde‘.“ Opa machte eine Pause. „Das ist sein wichtigstes Wort. Es werde Licht. Es werde Land. Es werden Tiere. Und es werden Menschen. So geht es immer weiter. Die Welt ist nicht fertig. Neues kommt. Altes geht. Damit wieder Platz für Neues ist. Deshalb müssen wir alle sterben.“

→ „Wie lang ist ewig? – Geschichten über das Leben und Davongehen“
Susanne Niemeyer, Kreuz Verlag, 127 Seiten, 12,99 Euro
ISBN 978-3-451-61367-8
Für Kinder ab etwa acht Jahren und Erwachsene



Nachgefragt bei...

Professor Segbers

Prof. Dr. Franz Segbers, 67 Jahre, ist alt-katholischer Priester mit Zivilberuf und hat unter anderem eine Gastprofessur auf den Philippinen.

Mein Traumberuf als Kind war...
... etwas mit Menschen zu machen. Ich habe nie bereut den Beruf ergriffen zu haben, den ich habe.

Am liebsten gespielt habe ich...
...mit meinem Teddy (den gibt es heute noch).



Mein Lieblingsbuch war...
...„Pu, der Bär“.

In meiner Kindheit waren Gottesdienst und Religion für mich...
...ganz normaler Teil des Lebens.

Gerne lernen würde ich noch...
...die philippinische Sprache Tagalog*.

In meiner Freizeit beschäftige ich mich am liebsten...
...mit Lesen

* Anmerkung der Redaktion: Tagalog ist die am häufigsten gesprochene Sprache auf den philippinischen Inseln. Sie ist die Grundlage für die offizielle Nationalsprache Filipino. Insgesamt gibt es auf den Philippinen 171 Sprachen.

Lachen, das nie vergeht

Prof. Dr. Franz Segbers hat schon mehrere Bücher geschrieben. Er beschäftigt sich darin auch mit dem Thema Gerechtigkeit und wie es die Menschen schaffen können, dass alle genug zum Leben haben und nicht manche ganz viel und andere (fast) nichts. 2013 hat er die Folgen des Taifuns auf den Philippinen selbst gesehen und in einem sehr anschaulichen Brief beschrieben, der in vielen alt-katholischen Kirchen vorgelesen wurde. Im Interview spricht er darüber, wie es heute auf den Inseln aussieht und was jeder tun kann, um zu helfen.

Spenden aus unserem alt-katholischen Bistum den Fischern helfen konnten. Damit wurden Kirchen wiederaufgebaut, und es haben Menschen Geld bekommen, um ihre Häuser wiederaufzubauen. Glücklicherweise ist diese Hilfe wirklich voll und ganz bei denen angekommen, die sie brauchen.

Werden aktuell noch Geldspenden benötigt?
Aber ja. Unser Bistum finanziert eine Schule für die Kinder in den Armenvierteln (Slums) dort. Dafür wird natürlich immer Geld gebraucht.

Was können wir in Deutschland konkret tun, um den Armen dort langfristig zu helfen?
Wir können langfristig und nachhaltig die Dinge verändern, indem wir Interesse an den Menschen haben, auch wenn sie weit weg von uns leben. Der erste Schritt ist immer, nicht wegzuschauen, sondern sich zu informieren, zu wissen, was anderswo los ist, wie es den Menschen dort geht und was dort passiert.



Kurz erklärt

Volle Kirchengemeinschaft

Ökumenisch (von griechisch *oikoumene* = die ganze bewohnte Erde) zu sein, ist schwer. Diesen Eindruck bekommt man jedenfalls, betrachtet man die Bemühungen der großen Konfessionen (= Glaubensrichtungen), wieder zu einer Einheit zu finden. Ganze Generationen von Theologen (Theologie = die Lehre von Gott) zerbrechen sich die Köpfe über Fragen, die Christen, die sich nicht wissenschaftlich mit Gott beschäftigen, oft gar nicht so wirklich nachvollziehen können. Dass Ökumene, also kirchliche Gemeinschaft, eigentlich ganz einfach möglich ist, zeigen die **Alt-Katholischen Kirchen** der Utrechter Union und die **Anglikanische Kirche** seit 85 Jahren. Ganze drei Sätze fassen die

Grundregeln dieser Gemeinschaft zusammen. Diese Vereinbarung zur vollen Kirchengemeinschaft wurde 1931 in Bonn unterzeichnet. Die drei Sätze lauten:

1. Jede Kirchengemeinschaft anerkennt die **Katholizität** (katholisch = allumfassend) und Selbstständigkeit der andern und hält die eigene aufrecht.
2. Jede Kirchengemeinschaft stimmt der Zulassung von Mitgliedern der anderen zur Teilnahme an den Sakramenten zu.
3. Volle Kirchengemeinschaft (*Full Communion*) verlangt von keiner Kirchengemeinschaft die Annahme aller Lehrmeinungen, sakramentalen Frömmigkeit oder liturgischen Praxis, die der anderen eigentümlich ist, sondern schließt in sich, dass jede glaubt, die andere halte alles Wesentliche des christlichen Glaubens fest.



Terminvorschau

7.-16. August	Kinderfreizeit Dekanat NRW Heino (Niederlande)	21. Oktober 15.00 Uhr ◀	Antrittsvorlesung von Prof. Dr. Andreas Krebs als neuer Direktor des Alt-Katholischen Seminars der Universität Bonn, Festsaal der Universität
10.-14. August	20. Internationales Alt-Katholisches Laienforum, Prag (Tschechische Republik)	21.-23. Oktober	Ökumenisches Bibelwochenende Dekanat Bayern Bildungshaus St. Martin, Bernried
28. August	Vorsynodales Treffen Dekanat NRW, Essen	28.-30. Oktober	Konferenz der Geistlichen im Ehrenamt Frankfurt am Main
29. August – 2. September	44. Internationale Theologenkonferenz Neustadt an der Weinstraße	4.-8. November ◀	Dekanatstage Dekanat Ost, Helfta Landessynode Dekanat NRW, Köln
9.-11. September	Begegnungswochenende Dekanat NRW	12. November	Tagung der Kommission von Vereinigter Evangelisch-Lutherischer Kirche in Deutschland und Alt-Katholischer Kirche, Frankfurt am Main
10. September 10.00 Uhr	Vorsynodales Treffen Dekanat Nord Ellerbek	17. November	Einweihung der Alt-Katholischen Kirche in Dortmund
10. September 13.00 Uhr	Priesterweihe Namen-Jesu-Kirche, Bonn	5.-7. Dezember	Treffen der Internationalen Römisch-katholisch – Alt-Katholischen Dialogkommission, Paderborn
17. September	Vorsynodales Treffen Dekanat Südbaden Konstanz	8. März, 18.00 Uhr	Chrisammesse, Namen-Jesu-Kirche, Bonn
17. September	Vorsynodales Treffen Dekanat Bayern München	10.-12. März	Diakonenkonvent, Schwerte
23.-25. September	Dekanatstage Dekanat Nord CVJM-Gästehaus Sunderhof, Seevetal	1. April ◀	Bischofsweihe von Dr. Pavel Benedikt Stránský, Prag (Tschechien)
29. September – 2. Oktober	60. Ordentliche Bistumssynode, Mainz		
4.-7. Oktober	Konferenz Katholizität und Globalisierung, Manila (Philippinen)		
20.-23. Oktober	Jahrestagung des Bundes Alt-Katholischer Frauen, Schmerlenbach		

Neu aufgeführte Termine sind mit einem ◀ gekennzeichnet. Termine von bistumsweitem Interesse, die in den Überblick aufgenommen werden sollen, können an folgende Adresse geschickt werden: termine@christen-heute.de

Impressum

Christen heute –
Zeitung der Alt-Katholiken
für *Christen heute*

Herausgeber

Katholisches Bistum der
Alt-Katholiken in Deutschland

Redaktion

Gerhard Ruisch (verantw.),
Ludwigstr. 6, 79104 Freiburg
Tel. 07 61 / 3 64 94
E-Mail: redaktion@christen-heute.de

Walter Jungbauer

Internet:
<http://www.christen-heute.de>

Erscheinungsweise

monatlich

Design und Layout

John L. Grantham
E-Mail: john.grantham@gmail.com

Vertrieb und Abonnement

Christen heute,
Osterdeich 1, 25845 Nordstrand
Fax: 04842/1511
E-Mail: versand@christen-heute.de

Nachrichtendienste

epd, KNA, APD

Verlag und ©

Alt-Katholische Kirchenzeitung,
Bonn; Nachdruck nur mit
Genehmigung der Redaktion.

Abonnement Inland

21,50 € incl. Versandkosten;
Ausland: 28 €

Druck

Druckerei & Verlag Steinmeier,
Deiningen

ISSN

0930-5718

Redaktionsschluss der nächsten Ausgaben

5. August, 5. September, 5. Oktober

Nächste Schwerpunkt-Themen

September

Heimat & Vertreibung –
Vorstellung der Synoden-Anträge
Oktober

Ehe und Partnerschaft

November

Trost, Barmherzigkeit, Mitleiden –
Synodenberichterstattung

Bitte beachten Sie, dass Leserbriefe nicht länger als 2.500 Zeichen mit Leerzeichen sein sollten!
Die Redaktion behält sich Kürzungen vor.



fortgesetzt von Seite 2

Beichtstuhl-Brand mit Weihwasser gelöscht

In der Kathedrale von Sankt Gallen in der Schweiz haben zwei Touristen einen brennenden Beichtstuhl mit Weihwasser gelöscht. Die Kirchenbesucher konnten den Brand noch vor Eintreffen der Feuerwehr löschen, teilte die Kantonspolizei mit. An dem historischen Beichtstuhl sei ein Sachschaden von mehreren zehntausend Euro entstanden. Inzwischen wurde laut Polizeiangaben ein „psychisch angeschlagener“ 51-jähriger Mann wegen des Verdachts der Brandstiftung festgenommen.

Studienkommission zu Diakoninnen nimmt Gestalt an

Die von **Papst Franziskus** angekündigte Studienkommission zu Diakoninnen nimmt offenbar Gestalt an. Der Präfekt der Glaubenskongregation, Kardinal **Gerhard Ludwig Müller**, und die Präsidentin der Internationalen Vereinigung der Ordensoberinnen, **Carmen Sammut**, hätten jeweils eine Liste mit möglichen Mitgliedern eingereicht, sagte der Papst. Zugleich äußerte er sich „verärgert“ über Medienberichte über eine angebliche Öffnung der Kirche für Diakoninnen. Die Kommission solle nur die Rolle der Diakoninnen in der frühen Kirche untersuchen.

Katholische Kirche verfassungsfeindlich?

Der stellvertretende FDP-Vorsitzende **Wolfgang Kubicki** hat der Römisch-Katholischen Kirche Verfassungsfeindlichkeit vorgeworfen. Unter Verweis auf die im Grundgesetz verbriefte Gleichberechtigung von Mann und Frau betonte Kubicki, er

kenne keine katholische Priesterin. „Die katholische Kirche ist verfassungsfeindlich in ihrer Lehre“, sagte er. Das Grundgesetz gebe allerdings den Menschen die Möglichkeit zu glauben, „was immer sie wollen. Sie dürfen sogar verfassungsfeindlich glauben.“

Lebenswende-Feiern im Osten boomen

Für viele Ostdeutsche gehört das Ritual einer „Jugendweihe“ zum Übergang von der Kindheit zur Jugend immer noch irgendwie dazu, wenn auch ohne Bekenntnis zum sozialistischen Staat. Vor 19 Jahren reagierte der damalige Erfurter Dompfarrer und heutige römisch-katholische Weihbischof **Reinhard Hauke** darauf. Er konzipierte als Alternative eine christlich geprägte „Feier der Lebenswende“ für ungetaufte Jugendliche – ein Modell, das Schule machte. In besonderer Weise zeigt sich der Trend in Halle: Dort stieg die Zahl von 26 zu Beginn der Initiative vor einigen Jahren auf mehr als 600, die sich bereits für 2017 zu solchen Lebenswende-Feiern vorangemeldet haben, die inzwischen von den beiden großen Kirchen ökumenisch angeboten werden.

Hilfe für „vergessene Krisen“

Caritas international und die **Diakonie Katastrophenhilfe** werben um Hilfe für die „vergessenen Krisen“ im Südsudan und Somalia. „Über das Drama des Syrienkrieges und die Zahl der von dort kommenden Flüchtlinge sind andere humanitäre Katastrophen, wie die Situation von fast zehn Millionen Menschen im Südsudan und in Somalia, die auf humanitäre Hilfe angewiesen sind, in Vergessenheit geraten“, erklärten die beiden

Hilfsorganisationen. „Es ist angesichts der Notlage in beiden Ländern eine Schande, wie wenig internationale Hilfe bereitgestellt wird.“ Allein im Südsudan sind nach aktuellen Zahlen der Vereinten Nationen bis zu 4,8 Millionen Menschen vom Hunger bedroht. In Somalia sind etwa 1,1 Millionen Menschen auf der Flucht, etwa 4,7 Millionen Menschen sind auf humanitäre Hilfe angewiesen.

Warnung vor Annäherung an Piusbrüder

Der Wiener Theologe **Jan-Heiner Tück** hat vor einer unkritischen Annäherung des Vatikan an die traditionalistische Piusbruderschaft gewarnt. Es sei „höchst problematisch“, Lehrdifferenzen als „nicht so entscheidend“ herunterzuspielen. Dies stelle letztlich zentrale Errungenschaften des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-65) infrage wie Religionsfreiheit, Ökumene und bischöfliche Kollegialität. Das Konzil habe in diesen Punkten Weichenstellungen vorgenommen, „hinter die man nicht zurückgehen darf“, so der an der Universität Wien lehrende Dogmatiker.

Kinderlärm ist interessanter als Predigt

Papst Franziskus hält nichts davon, Kleinkinder in der Kirche zur Ruhe zu ermahnen. Erwachsene Kirchgänger sollten vielmehr selbst still sein, um den kleinen Gästen zuzuhören, sagte er. „Die Predigt eines Kindes in der Kirche ist schöner als die eines Priesters, eines Bischofs und des Papstes“, so Franziskus. Kinder hätten die „Stimme der Unschuld, die allen guttut“. Deshalb solle man sie gewähren lassen.

Wir brauchen kein Gutachten,
um das Offensichtliche festzustellen.
If it looks like a duck, swims like a duck,
and quacks like a duck, then it is a duck

Die Direktorin des Berliner Büros des American Jewish Committee, **Deidre Berger**, zur Debatte um antisemitische Tendenzen in der AfD. Sie reagierte damit auf die Ankündigung der AfD, durch ein Gutachten feststellen zu lassen, ob die Äußerungen des baden-württembergischen Landtagsabgeordneten Wolfgang Gedeon antisemitisch waren



Andersartig, gleichwertig oder was?

Zur Partnerschaftssegnung in
der Alt-Katholischen Kirche

VON DIRK KRANZ

NEULICH SONNTAGSABENDS in der Bonner Namen-Jesu-Kirche: Während des Gottesdienstes wird ein gemischtgeschlechtliches Paar gesegnet – nach dem neuen Rituale zur gleichgeschlechtlichen Partnerschaftssegnung. „Warum heiraten die beiden nicht ganz normal?“, frage ich mich spontan. Und ärgere mich gleich darauf über meine kleinkarierte Frage. Warum sollte die Partnerschaftssegnung eigentlich für Lesben und Schwule reserviert sein? Ich versuche, Partnerschaftssegnung und Ehe gedanklich etwas zu sortieren.

Unkenrufen zum Trotz gehören Partnerschaft (ehelich oder nicht) und Elternschaft zur Idealbiografie der meisten Menschen. Nicht nur die Kirchen halten Ehe und Familie hoch, auch in unserer Verfassung gelten sie als schützenswert. Lesben und Schwule haben mit dem Lebenspartnerschaftsgesetz seit 15 Jahren die Möglichkeit, ihrer Partnerschaft einen rechtlichen Rahmen zu geben. Mit der Ehe gibt es inzwischen eine große Ähnlichkeit; diese musste allerdings oftmals gerichtlich erstritten werden. Aktuell besteht der deutlichste Unterschied wohl im mangelnden gemeinsamen Adoptionsrecht. Verfassungsschutz genießt die eingetragene Lebenspartnerschaft übrigens nicht.

Auch die Kirchen haben sich in puncto gleichgeschlechtliche Partnerschaft bewegt. Die einen mehr, die anderen weniger. Unsere Bistumssynode hat 1997 die Gemeinden gebeten, „sich um ein Klima der Akzeptanz, der Offenheit und Toleranz gegenüber homosexuell

liebenden und lebenden Menschen... zu bemühen“. Akzeptanz ist freilich etwas anderes als Toleranz; „dulden heißt beleidigen“, schreibt Goethe. Die Partnerschaftssegnung wird jedenfalls zur weiteren Akzeptanz von Lesben und Schwulen in unseren Gemeinden beitragen, da bin ich mir sicher. Ich spreche von „weiterer Akzeptanz“, weil diese in der Alt-Katholischen Kirche doch schon recht ausgeprägt ist (wenn man den Ergebnissen der RELAK-Studie trauen darf).

Hier und da kommt jedoch die Frage auf, was die gleichgeschlechtliche Partnerschaftssegnung von der herkömmlichen Ehe unterscheidet und warum man sich nicht einfach auf eine „Ehe für alle“ geeinigt habe. Diese Formel liegt ja auch der Forderung nach staatlicher Gleichstellung von Lebenspartnerschaft und Ehe zugrunde. Ich kann diese Kritik an der Partnerschaftssegnung nachvollziehen und würde mich wohl auch hier für eine Gleichstellung aussprechen, so wie es einige evangelische Landeskirchen bereits handhaben. Dabei ist mir wichtig zu betonen, dass die Ehe eine Lebensform unter mehreren ist; diese sind, solange sie zum Wohlergehen der Beteiligten beitragen, ebenfalls zu akzeptieren.

Manche lehnen die gleichgeschlechtliche kirchliche Eheschließung ab, weil die Ehe der grundsätzlich auf Nachkommenschaft angelegte Bund von Mann und Frau sei. Oft wird mit versöhnlichem Zungenschlag hinzugefügt, homosexuelle Partnerschaften seien eben andersartig – aber doch gleichwertig. Hier hätte ich schon die Nachfrage, worin sich diese Andersartigkeit zeigt und warum Gleichwertigkeit nicht auch

gleiche Möglichkeiten der Lebensgestaltung einschließt. Nochmals: Ich meine Möglichkeiten, nicht Normen. Bedenkenswert finde ich außerdem, dass nicht nur die Gesellschaft sich gewandelt hat (Stichwort Gender Diversity); auch das Eheverständnis ist heute ein anderes als das früherer Generationen. Unseren Urgroßeltern wäre die Gleichberechtigung von Frau und Mann wohl ebenso fremd gewesen wie die von Lesben und Schwulen. Man bedenke etwa, dass Ehefrauen bis 1958 nicht selbstständig einen Vertrag abschließen durften.

Ich begrüße die Partnerschaftssegnung auch deshalb, weil hier die Geschlechterkonstellation keine große Rolle spielen muss, wie das obige Beispiel zeigt. Die Partnerschaftssegnung regt vor allem an, über die Sakramentalität der Ehe (oder Partnerschaft) nachzudenken. Skeptiker der gleichgeschlechtlichen Ehe wenden ein, diese gehöre eben nicht zu den – nach katholischer Tradition: sieben – Sakramenten. Das stimmt, wenngleich die Kirchengeschichte diesbezüglich etwas komplexer ist. Weiter hören wir zuweilen, die Partnerschaftssegnung sei eher den Sakramentalien zuzuordnen. Also: Ehe = großes Sakrament, Partnerschaftssegnung = kleines Sakrament? Wie dem auch sei, Gottes Segen liegt nicht in unserer Hand. Wir bitten ihn darum. Und dass sie (ich erlaube mir hier die weibliche Gottesrede) ihre Segenshandlungen nach kirchlichen Traditionen und Reglements hierarchisiert, zwischen sakramentalem Segen und anderen Segensformen unterscheidet, das kann ich mir nicht recht vorstellen. Diese Unterscheidung mögen andere treffen. Mir ist sie egal.